Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NS.-Lehrerbundes
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier



Heft 17 1939

Erscheint
vierzehntäglich
★
Postort Berlin

Heftpreis
25
Rpfg.

Der Sonnenschein

Aufnahme: Jutta Selle

Erziehungsbeihilfen der höheren Schule

Winke für die Eltern

Trotz der klaren, vom Reichserziehungsministerium für alle deutschen höheren Schulen verbindlich gemachten Auslesebestimmungen gilt die „hohe" Schule in weiten Kreisen leider noch heute als „vornehme" Schule, als eine Art „Standesschule" für reiche Leute. Nichts wird von der höheren Schule mehr bekämpft als diese Auffassung. Allerdings ist die höhere Schule eine Ausleseschule. Aber mit Klassen und Ständen, mit Arm und Reich hat die Schülerauslese der höheren Schule nichts zu tun. Während die frühere höhere Schule zu einer einseitigen Bevorzugung der verstandesmäßigen Anlagen des Schülers neigte, beschränkt sich die neue höhere Schule keineswegs auf die gute Begabung, sie prüft vielmehr auch die körperlichen Anlagen, die charakterlichen Kräfte und die rassischen Voraussetzungen. Es hat also nur der gutbegabte Schüler, der erbgesund ist und einen festen Willen zu körperlicher Härte zeigt sowie in der Gemeinschaft sich als Kamerad bewährt, ein Recht auf einen Platz in der höheren Schule.

Sind diese Grundbedingungen — die mit der wirtschaftlichen Lage der Familie nichts zu tun haben — erfüllt, so ist für das Weiterkommen des Jungen oder des Mädels auf der höheren Schule entscheidend allein seine geistige Gesamtreife. Und diese wiederum zeigt sich in den Leistungen, die allen geistigen und körperlichen Anlagen entsprechen müssen. Insofern ist die neue höhere Schule auch wieder eine Leistungsschule, aber in einem weiteren Sinne als früher.

Auf die Schulbank der Gymnasien und Oberschulen gehört also der Sohn, die Tochter aus der Arbeiterfamilie genau so wie das Kind aus der Familie der begüterten Kreise. Wie kommt es aber, daß so manches begabte und geeignete Kind der Erziehung auf der höheren Schule verlustig geht? Weil die Eltern von der Höhe der Kosten und Verpflichtungen keine genaue Vorstellung haben und sich von den Möglichkeiten der Erleichterungen kein richtiges Bild machen.

Staat und Gemeinde haben in der Erkenntnis, daß die Höhe des Schulgeldes kein begabtes Kind von dem Besuch der höheren Schule zurückhalten soll, Befreiungen, Erleichterungen, und Beihilfen vorgesehen und ihre Bewilligung an bestimmte Voraussetzungen geknüpft. Diese zu kennen, ist von großem Interesse für alle Eltern, deren Kinder noch die Grundschule besuchen und für das Gymnasium oder die Oberschule in Betracht kommen.

Das Schulgeld beträgt auf der höheren Schule durchschnittlich 20,00 Reichsmark monatlich, im Jahre also 240,00 Reichsmark. Jeder Vater ist berechtigt, sobald sein Kind in die höhere Schule aufgenommen worden ist, einen Antrag auf Bewilligung einer Freistelle oder Teilfreistelle bei der städtischen oder staatlichen Behörde über die Schule einzureichen. Ein genauer Einkommensnachweis mit Belegen ist beizufügen. Die Entscheidung über den Antrag hängt einmal ab von der Gesamtwirtschaftslage der Familie, wobei naturgemäß auch Zahl und Alter der zu unterhaltenden Kinder eine Rolle spielen. Es gibt einen — örtlich verschiedenen — Mindestsatz des Einkommens, der die volle Schulgeldbefreiung ermöglicht. Allerdings nur dann, wenn das Gutachten der Schule günstig lautet, d. h. wenn die Anlagen, der Arbeitswillen und die Leistungen als „überdurchschnittlich" bezeichnet werden. Für den in die Klasse 1 eintretenden neuen Schüler kann die höhere Schule noch kein eigenes Urteil abgeben, sie muß also das Gutachten der Volksschule zugrunde legen. Die Eltern erkennen, wie notwendig es ist, sich während der Grundschuljahre um das Kind zu kümmern und seine Leistungen den Anlagen entsprechend zu steigern. Ein gutes Zeugnis, das ernstes Streben und gute Leistungen erkennen läßt, ist stets der allerbeste Fürsprecher eines Gesuches. Da es sich um öffentliche Mittel handelt, die für Schulgeldbefreiungen eingesetzt werden, muß sowohl der Schulleiter, der das Gutachten abgibt, wie die entscheidende Schulbehörde pflichtgemäß die Frage stellen: Ist es der Gemeinschaft gegenüber zu verantworten, dem betreffenden Schüler eine Vergünstigung zu bewilligen? Liegen nur durchschnittliche Leistungen vor oder wird gar der ernste Arbeitswille vermißt, so bestehen keine Aussichten auf Genehmigung des Gesuches, es sei denn, daß nachweisbar eine akute Krankheit oder sonstige vorübergehende Ereignisse störend auf die Entwicklung des Kindes eingewirkt haben. Für die Eltern empfiehlt es sich auch, auf die von ihren Kindern oft minderbewerteten „Nebenfächer" zu achten. Schon manches Gesuch ist dadurch in Frage gestellt worden, daß z. B. das Urteil in den Leibesübungen mangelhaft lautete. So greift der Leistungsgrundsatz, der den Aufstieg des neuen Staates ermöglicht hat, konsequent in die Schul- und Entwicklungszeit des jungen Menschen ein.

Dagegen hängt die Bewilligung einer „Geschwisterermäßigung", die auf Antrag gewährt wird, nicht von einer überdurchschnittlichen Leistung ab. Das neue Schulgesetz sagt vielmehr ausdrücklich: „Erziehungsberechtigten mit mehreren Kindern ist Geschwisterermäßigung zu gewähren". Die Ermäßigung beträgt für **jedes** Kind: bei zwei Kindern ein Zehntel des Grundbetrages, bei drei Kindern drei Zehntel, bei vier Kindern fünf Zehntel, bei fünf Kindern sechs Zehntel, bei sechs und mehr Kindern sieben Zehntel des Grundbetrages. Nach dem Einkommen des Erziehungsberechtigten wird nicht gefragt. Es ist auch nicht ausschlaggebend, ob die Geschwisterkinder älter oder jünger sind, ob und auf welche Schule sie gehen oder ob sie die Schule bereits verlassen haben. Erst wenn die Geschwisterkinder über 16 Jahre alt sind, kommen folgende neuen Bestimmungen in Betracht. Kinder vom vollendeten 16. bis zum vollendeten 24. Lebensjahr werden bei der Zählung nur berücksichtigt, wenn sie zu Beginn des Schuljahres 1. sich in der Schulausbildung oder in der Ausbildung für einen künftig gegen Entgelt auszuübenden Lebensberuf befinden und 2. nicht ein eigenes Einkommen von mindestens 40,00 RM. monatlich haben. Für den höheren Schüler selbst, der auf Grund vorhandener Geschwister Anspruch auf Ermäßigung hat, ist eine obere Altersgrenze nicht bestimmt worden.

Um schon während der Grundschulzeit zu einer vorläufigen Entscheidung zu kommen, kann der Vater mündlich oder schriftlich rechtzeitig bei der städtischen Behörde, Abteilung Schulverwaltung, unter Darlegung der Verhältnisse (Einkommen, Zahl und Alter der Kinder, Zeugnisabschrift) eine Anfrage richten, ob mit einer Voll- oder Teilermäßigung des Schulgeldes gerechnet werden kann. Eine weitere Vorsorge besteht darin, die für den Abstammungsnachweis notwendigen Urkundenauszüge, die sich auf die beiden Eltern und die vier Großeltern beziehen, zu beschaffen. Das Gesuch wird unweigerlich liegenbleiben, wenn nicht alle Urkunden beigebracht worden sind.

*

Hochbegabte Kinder

„Erziehungsbeihilfen aus Reichsmitteln" zur Förderung hochbegabter Schüler, deren Leistungen erheblich über dem Durchschnitt liegen, sind vom Reichserziehungsministerium in beschränktem Umfange, also nur für besonders dringliche Einzelfälle, zur Verfügung gestellt worden. Besondere Förderung verdienen Schüler und Schülerinnen, die eine Aufbauschule (höhere Schule mit verkürztem Lehrgang) besuchen und die Absicht haben, Volksschullehrer, Studienrat oder Erzieher in einem anderen Berufe zu werden. Ferner Landkinder, die, um eine höhere Schule besuchen zu können, in einem nationalsozialistisch geleiteten Schülerheim aufgenommen werden. Die in Betracht kommenden Kinder werden vom Schulleiter ausgewählt.

Auch von einzelnen Städten werden monatliche „Wirtschaftsbeihilfen" für hochbegabte Schüler bewilligt. Die höhere Schule fordert die Eltern der in Betracht kommenden Schüler auf, einen entsprechenden Antrag an die Gemeinde zu richten.

Außer den Beihilfen des Staates und der Gemeinde gibt es auch Unterstützungen und Erleichterungen, die die einzelne höhere Schule selbst ihren Schülern bietet. Die meisten Schulen besitzen eine umfangreiche Bücherei, aus der auch Schulbücher entliehen werden können. Viele Schulbuchverlage überlassen der Schule nach einem bestimmten Umrechnungssatze einige Freistücke, die vom Klassenleiter verteilt

Fortsetzung auf Seite 610

Heft 17 1939

Reichs-Elternwarte

Herausgegeben in Verbindung mit der Reichswaltung des NSLB.
von Regierungspräsident Heinrich Siekmeier

Inhalts-Übersicht



Aufnahme: J. Zeiter

Jugend hat keine Tugend....?

Von Martin Schumacher

Weshalb?

Nun, weil sich Tugend so schön auf Jugend reimt, weil der Gleichklang dieser beiden Wörter geradezu dazu herausfordert, sie gedanklich in ein Verhältnis zu setzen.

Nun könnte man ja auch reimen: Jugend hat Tugend. Aber diese Zusammenstellung entspricht einmal nicht unserm mit einem starken Empfinden für Rhythmik ausgestatteten Sprachgefühl und zum andern nicht der Meinung des Schöpfers jenes „Sprichwortes", der Meinung jenes ersten, dem der Reim einfiel, als vielleicht eine Schar unbekümmerter Jungen seinen Kirschbäumen einen Besuch abgestattet hatte. „Jugend hat keine Tugend!" folgerte er höchst einprägsam aus diesem Vorkommnis, und wo immer fortan die Jugend einmal nicht so handelte, wie es das Alter für geraten hielt, da „zitierte" man „Jugend hat keine Tugend!", und das „Sprichwort" war fertig.

Und mit ihm eine jener „Lebensweisheiten", die nicht nur keine Weisheit, sondern eine Torheit aussprechen, gegen die schon der gute J. P. Hebel zu Felde zog, als er beispielsweise das verlogene Sprichwort „Einmal ist keinmal!" unter die Lupe nahm, und zu denen auch das Wort „Aller Anfang ist schwer!" gerechnet werden muß. A l l e r Anfang ist durchaus nicht schwer. Wäre er es, müßte z. B. das Faulenzen eine schwere Kunst sein. Wieso? Nun, man denke einmal mit:

Aller Anfang ist schwer.
Müßiggang i s t (aller Laster) A n f a n g.
Folglich ist Müßiggang schwer!

Aehnlich wie um die Wahrheit des Wortes vom allzeit schweren Anfang steht es um die des Wortes von der Jugend, der die Tugend fehlt. Ein Mißvergnügter hat es geprägt, und Mißvergnügten blieb es vorbehalten, für die Behauptung immer neue Beweise herbeizuschaffen. Mißvergnügten, Griesgramen, Gouvernanten und Tugendungeheuern, die entweder selber nie jung waren, oder es mit grandioser Virtuosität zu vergessen verstanden, daß sie sich nicht immer jener Abgeklärtheit und jener Erfahrung erfreuten, die erst das Alter mit sich zu bringen pflegt.

Und — den Erziehern einer vergangenen Zeit!

Auch sie waren, gewissermaßen von Berufs wegen, der Meinung, daß der Jugend keine Tugend innewohne. Und sie von ihren Untugenden zu befreien und zur Tugend hinzuführen, das war Sinn und Aufgabe ihrer Tätigkeit.

Das Jugend- und Tugendideal einer früheren Zeit wurde einst in den Klöstern, den ersten Erziehungsstätten des Abendlandes nach der Zeitenwende, aufgestellt.

Jede kindliche Regung unterdrücken, das Kind in Haltung und Gebärde, ja wenn möglich auch im Denken zum „Erwachsenen" zu machen, es zur Sittsamkeit und Wohlgesetztheit, zur Demut und Bescheidenheit, zur Frömmigkeit und Weltentsagung zu erziehen, das war einst das Ziel der Jugendbetreuung und ist es geblieben — wenn schon gelockert und den jeweiligen geistigen Strömungen angepaßt — über das Mittelalter hinaus bis in eine Zeit hinein, an die wir uns noch sehr wohl zurückerinnern können.

J u g e n d i s t k e i n e T u g e n d, Jugend ist eine Lebensphase, die zwar jeder Mensch einmal zu durchlaufen hat, die aber als äußerer und innerer Zustand so schnell als nur irgend möglich überwunden werden muß, so etwa lautete die „Erkenntnis" früherer Generationen. Und der Jugend bei der Ueberwindung dieses Stadiums zu helfen, darauf war die „Erziehung" abgestellt. Oder sollte man nicht treffender „Dressur" sagen?

Denn jene zur Schau getragene Frömmigkeit und Weltentrücktheit des frühen Mittelalters, jene Gelehrsamkeit des späteren, in dem Siebzehn- oder Achtzehnjährige bereits so mit aller Weisheit vollgepfropft waren, daß man ihnen Lehrstühle an den Universitäten anvertraute, und jene Weltgewandtheit, die den Elf- oder Zwölfjährigen des 18. Jahrhunderts zum „vollendeten Kavalier" stempelte — sie waren und konnten nur das Ergebnis einer im zartesten Kindesalter begonnenen Abrichtung sein, bei welcher jede kindlich-natürliche Regung niedergehalten und kein Mittel unversucht gelassen wurde, dem Jugendlichen sein Recht auf das Kindsein zugunsten eines verdrehten Erziehungsideals zu nehmen oder zu beschneiden.

Und das war nicht nur in Ausnahmefällen oder in einzelnen Ständen die Regel. Hören wir doch, was unsere Großväter und Großmütter aus ihrer Jugend berichten. Sie erzählen von einer Schule, in der es bei strenger Zucht viel zu lernen und unendlich viele Schularbeiten gab und von einem Elternhause, das ihnen zum frohen Spiel keine Zeit ließ, das bereits die Zwölfjährige mit Tagesgrauen ans Waschfaß zwang und den Zehn- oder Elfjährigen als Helfer auf den Acker gehen hieß, ganz zu schweigen von dem Schicksal der Kinder in den Notstandsgebieten, die ihre Jugend am Webstuhl, an der Schnitzbank, am Leimtiegel oder Farbtopf verbrachten und nie Kind sein, das heißt, nie spielen durften.

Gewiß mag die Not im Elternhause hier oft ein Wort mitgesprochen haben. Aber auch da, wo keine Not herrschte, hielt man es für falsch, für erzieherisch unangebracht, dem Kinde eine Freizeit zu gewähren oder ihm zu erlauben, diese nach seiner natürlichen Veranlagung zu gestalten. Warum ist denn unsern Voreltern der jährliche Schulausflug, warum sind ihnen denn die vaterländischen Gedenktage in so unauslöschlicher Erinnerung geblieben? Weil sie die einzigen Tage waren, die ihnen gehörten. Denn selbst die Sonntage waren ja nicht „dienstfrei". Der obligate Kirchgang füllte den Vormittag aus, und am Nachmittag legte der Sonntagsanzug dem Unternehmungs-

geist der Jungen lästige Fesseln an, während die Mädchen nach Ansicht der strengen Mütter am Sonntagnachmittag nicht ohne den Strickstrumpf bleiben durften.

Schon rein äußerlich präsentierte sich das Kind als das, wofür man es ansah, nämlich als „Miniatur-Erwachsener" durch seine Kleidung. Kaum dem Säuglingsalter entwachsen, steckte man den Jungen in einen Anzug von gleichem Schnitt, wie ihn der Vater trug, und putzte man das Mädchen als kleine Dame heraus, wobei keine der jeweils herrschenden Modetorheiten, sei es der Schnürleib, der Reifrock, die Krinoline oder der Stöckelschuh vergessen wurden. In Großmutters Photographiealbum können wir diese wunderlichen Gestalten bewundern, denen man nach Aussehen und Haltung nicht zutraut, daß sie Bäume erklettern konnten oder überhaupt einmal ausgelassen hätten sein können.

Sie konnten es aber. Genau so, wie es die Kinder heute können. Aber man verübelte es ihnen in höchstem Maße, und alle Erziehungsstellen schüchterten sie mit Drohungen und Strafen ein, daß es nur die Allerkecksten wagten, gegen die Normen und Formen der damaligen Erziehungspraktiken zu handeln. Und diese Missetäter wurden von den „Braven" dann wie eine Art Meerwunder angestaunt oder — wenn die „Erziehung" schon bessere „Erfolge" gezeitigt hatte — sogar verachtet. Und: „Jugend hat keine Tugend" echote der Chor der Gouvernanten beiderlei Geschlechts und hob warnend, den Sündern eine böse Zukunft voraussagend, die Zeigefinger.

Wunderliche Zeit, in der man der Jugend das Recht eigengesetzlicher Lebensgestaltung bestritt, da man ihre natürliche Art als Untugend ansah und ihr Spiel als Torheit! Jahrhunderte mußten vergehen, ehe man erkannte, daß die Kindheit ein an sich berechtigter und als solcher zu würdigender Lebensabschnitt ist, in der sich die Lebensgestaltung nach eigenen, eben kindgemäßen Gesetzen vollzieht, und daß es eine Vergewaltigung des Kindes, ein Raub seines Rechtes ist, wenn man aus ihm einen Miniatur-Erwachsenen machen will.

Erst um die letzte Jahrhundertwende brachen sich solche Erkenntnisse in weiteren Kreisen Bahn und wurde damit begonnen, die Erziehung darauf auszurichten. Das Rüstzeug hierfür lieferten die Forscher, die sich die Ausdeutung des kindlichen Seelen- und Willenslebens angelegen sein ließen und daraus die Erziehungsgrundsätze ableiteten, die mit dem Anbruch der neuen Zeit richtungweisend für die Staatserziehung wurden. Kein Mensch wird heute noch ein Kind verlogen nennen, das, selber noch im sogenannten Märchenalter stehend, von „wirklichen" Begegnungen mit solchen Märchenfiguren berichtet, genau so wenig wie heute ein Erzieher über die „Herzlosigkeit" und „Grausamkeit" eines Kindes verzweifeln wird, das in holder Ahnungslosigkeit einem Maikäfer sämtliche Beine ausreißt oder über das verkrüppelte Kind des Nachbarn lacht. Er weiß, daß es nicht Grausamkeit ist, die es zur Tierquälerei verführen, sondern sein Spieltrieb, und daß nicht Herzlosigkeit das Kind beim Anblick des Verwachsenen zum Lachen reizen, sondern das ungewohnte, ihm „komisch" erscheinende Bild. Erst wenn sich „der Verstand" einstellt, wenn das wahre (nicht angelernte) Mitgefühl sich regt, kann hier von Untugenden gesprochen werden. Das heißt nun aber nicht, daß das Kind bis zu diesem Zeitpunkt einen Freibrief für alle Ungezogenheiten, Roheiten und Grausamkeiten habe; hier hat die Erziehung einzusetzen und durch Gewöhnung solange das Tun zu steuern, bis die Einsicht das Kind zu selbständigen sittlichen Handlungen befähigt.

Wie denn überhaupt aus dem Vorhergesagten nicht gefolgert werden darf, die Erziehung sei überflüssig. Sie ist wichtiger und ernster zu nehmen denn je. Nur soll sie nicht — wie einst — darin bestehen, Untugenden zu beseitigen, die genau betrachtet, nur natürliche Wesensäußerungen des Kindes sind.

Jugend hat keine Tugend?!

Wer wollte das im Ernst behaupten?! Die Tugend der Jugend ist eben die Jugend, ist das jugendliche Unbekümmertsein, ist der jugendliche Wagemut, ist die jugendliche Einsatzbereitschaft, ist der jugendliche Glaube an das schier Unmögliche. Und diese Tugenden, die die deutsche Jugend trotz der Klöster und den Stätten weltfremder Gelehrsamkeit, trotz einer ihrem inneren Wesen zuwiderlaufenden Erziehung zu allen Zeiten besessen hat, diese Tugenden waren es, die immer, wenn die Alten in Notzeiten mit ihren hergebrachten Mitteln am Ende und das Vaterland am Rande des Abgrundes waren, die Jugend neue Wege oder den einzigen Weg, der aus Not und Schmach, aus Feigheit und Schande in die Freiheit und das Leben führte, gehen hießen.

Sie war den Satten und Feigen, den ewig Gestrigen und denen, die um Besitz und Stellung bangten, nie bequem diese Jugend, und sie hat es sich gefallen lassen müssen, daß man ihr Tun Wahnsinn, ihre Pläne Phantastereien und ihre Tugenden Untugend nannte, daß man achselzuckend ihr erfolgreiches Beginnen mit einem „Wir werden ja später sehen!" und einen Rückschlag mit einem Hohngelächter begrüßte. Das mußten die erfahren, die sich nach 1806 u. 7 in das Schillsche „Abenteuer" stürzten und doch die Wegbereiter für ein „1813" wurden, genau so wie jene, die im Jahre 1926 als jüngste Anhänger und Mitstreiter zu dem Manne stießen, dessen Glauben sie zu dem ihrigen erkoren hatten, und für dessen Idee sie zu kämpfen und, wenn es sein mußte, zu sterben bereit waren. Denen er damals seinen Namen gab, der heute — wurde Glaube jemals schöner belohnt? — zu einem Sammelbegriff für die deutsche Jugend schlechthin geworden ist.

Was eine frühere Welt nicht wahrhaben wollte, nicht wußte oder nicht für praktisch auswertbar hielt, die Eigengesetzlichkeit des Jugendalters — in den Praktiken der Hitlerjugend hat diese Tatsache ihre Verankerung gefunden, indem man einmal diese Jugend in die Front der Erzieher der künftigen Staatsbürger und -träger einreihte und zum andern ihr allein die Gestaltung dieser Erziehung auf Grund dieser Eigengesetzlichkeit überließ. Und Kameradschaftsgeist, Ein- und Unterordnung, Gefolgschaftstreue und Disziplin sind als „neue" Tugenden der jungen Generation in die Erscheinung getreten.

„Jugend hat keine Tugend!" Wer dieses Wort im Ernst gebraucht oder ihm Glauben schenkt, weiß nichts von dieser Jugend oder nicht, was Tugend ist.

„Artige" oder „unartige" Kinder?

Rudi hat seinen kleineren Bruder verdroschen. Willi hat sich beim Ueberklettern des Zauns von Nachbars Garten ein ordentliches Loch in die neue Hose gerissen. Mariechen führt jeden Mittag ein großes Theater auf, ehe sie ihre Suppe ißt. Helga hat Mutti angeschwindelt, was nur durch einen Zufall herausgekommen ist. Heinz weigert sich hartnäckig und unter vielen trotzigen Tränen, der fremden Frau, die bei Mutti zu Besuch ist und die eine „Dame" genannt wird, das Händchen zu geben und eine Verbeugung zu machen, wie die Mutter es verlangt. Ursula will und will nicht aufs Töpfchen gehn. Horst, vorläufig noch einziges Kind seiner Eltern, brüllt wie am Spieße, wenn seine Mutter ausgehn will, und er mag sich um keinen Preis von Tante Else zu Bett bringen lassen. Und so weiter. Und so weiter. Die Beispiele lassen sich ins fast Endlose fortsetzen. In allen diesen so verschiedenartigen Fällen, die hier genannt sind, und in sehr vielen wieder anderen Fällen, die hier unerwähnt bleiben müssen, sagen die zugehörigen Mütter, Großmütter, Tanten, Väter usw., die Kinder seien „unartig" gewesen. Und wann sind die Kinder „artig"? Da gibt es nicht viele Beispiele, sondern nur e i n e Antwort aus aller Munde: wenn die Kinder tun, was die Mutter, der Vater, überhaupt die Erwachsenen von ihnen verlangen, und wenn sie alles lassen, was diesen für sie verantwortlichen Erwachsenen unbequem ist, dann sind sie musterhaft artig. Es muß also wohl sehr viele Arten des Unartigseins geben, aber nur eine einzige Art des Artigseins: den hochverehrten, unfehlbaren, unübertrefflichen Erwachsenen einfach den Willen zu tun.

Wenn man es den Kindern immer wieder sagt, glauben sie es endlich selbst. Sie bitten den Vater, die Mutter oder irgendeinen andern hochmögenden „Großen", er möge doch „wieder gut" sein, und sie versprechen hoch und heilig, „wieder artig" zu sein. Ganz gute Kinder versprechen das Artigsein sogar auf längere Zeit voraus: zum Geburtstag der Mutti, zum Neuen Jahre und vor allem kurz vor Weihnachten. Allerdings gibt es Kinder, die am Abend eines ihrer jungen Tage mit einer gewissen unverschämten Befriedigung feststellen, sie seien heute wieder einmal „jämmerlich unartig" gewesen. Und wir wollen das nicht ganz verschweigen: es gibt auch Kinder, die sich zu beobachten getrauen, wie unartig manchmal Vater ist, wenn er wegen jeder Kleinigkeit Krach macht, oder Mutter, wenn sie Vatern anlügt, weil sie 10 Mark braucht. Es sind natürlich nur unartige Kinder, die so was bemerken und noch dazu ihre ketzerischen Gedanken auch aussprechen!

Lassen wir aber die Erwachsenen und bleiben wir bei den Kindern, so scheint ihr Artigsein vor allem darin zu bestehen, daß sie gar keine eigene „Art" haben und sich bedingungslos nach der Art ihrer Erzieher richten. Oder ist vielleicht das kindliche Artigsein eine Art Vorübung für den soldatischen Gehorsam, für die straffe Disziplin, die dem heranwachsenden kleinen Volksgenossen später so nötig sein wird? Ach, das meinen nicht einmal die Eltern selber. Das „artige" Kind ist ihnen ja nur deshalb so bequem, so erwünscht, weil sie auf seine Kosten ungehindert gedankenlos, unbeherrscht, ichsüchtig und träge sein können. Der Volksmund sagt ganz richtig: „Artig Kind fragt nichts, artig Kind kriegt nichts!" Und es gibt immer noch Eltern, die es unverhohlen und ohne sich zu schämen, als ihr Erziehungsziel aussprechen: dem Kinde müsse zuallererst „der Wille gebrochen" werden! Als ob nicht der ungebrochene, fröhliche, in allem Ungemach des Schicksals tapfer sich bewährende Lebenswille das Beste und Stärkste wäre, was Eltern ihren Kindern mitgeben können!

Also sind vielleicht „unartige", „ungezogene" Kinder das neue Erziehungsideal? Durchaus nicht. Das wäre ein grobes Mißverständnis. Und es hieße sich die Sache nur auf eine andere Weise bequem machen, indem man es mit dem Kinde einfach gehen ließe, wie's eben geht. Es kommt aber vielmehr darauf an, einzusehen, daß das so schnell hingesagte Wort „Unart" eine Ausrede ist, sehr verschiedenartigen und sehr wichtigen Fragen der Erziehung billig auszuweichen. J e d e, ausnahmslos jede „U n a r t" eines Kindes ist gleichzeitig ein S i g n a l und eine A u f g a b e für den Erzieher: ein Signal dafür, daß er einen Fehler begangen hat, daß er das Kind nicht verstanden hat, daß da irgendetwas schief gegangen ist, daß er irgendwo nicht aufgepaßt hat. Für dieses Signal müßte er dem Kinde von Rechts wegen dankbar sein, statt wütend zu werden. Ja, es kann sich sogar bei näherer Betrachtung herausstellen, daß das Kind recht hat, wenn es das durch seine angebliche „Unart" auch nicht richtig ausdrückt. Z. B. werden Kinder oft „unartig" kurz vor einer ausbrechenden Krankheit; sie fühlen sich bereits nicht wohl und machen sich Luft, lassen sich gehen, sind reizbar und besonders empfindlich, werden also gescholten, statt ins Bett gesteckt zu werden. Oder ein anderes Beispiel: viele kleine Kinder wehren sich gegen die Ueberfütterung, aber die unverständigen Mütter halten diese Abwehr für „Unart". — Also: man sollte sich die Mühe niemals verdrießen lassen, zu erforschen und mit allem Ernst festzustellen, woher die sogenannte „Unart" kommt. Je weniger oberflächlich und aufgeregt man dabei ist, desto eher findet man den wirklichen Grund. Wenn man das Kind anbrüllt, auszankt, schlägt, ihm moralische Vorwürfe macht, ihm (wie es manche Mütter tun) womöglich etwas vorweint, dann erfährt man — nichts. Denn das Kind weiß ja selbst nicht, warum es „unartig" ist; sein Benehmen stellt gewissermaßen ein Bilderrätsel dar, das der Erwachsene lösen soll, wenn auch, das will ich zugeben, nicht zu seinem großen Vergnügen. Je mehr man das Kind aber aufregt, tiefer in seinen Trotz hineintreibt, je schärfer die „Kampflage" wird, desto undurchsichtiger wird das Rätsel. Und der aufgeregte Erwachsene ist ja auch nicht gerade in der richtigen Rätsellöse-Stimmung!

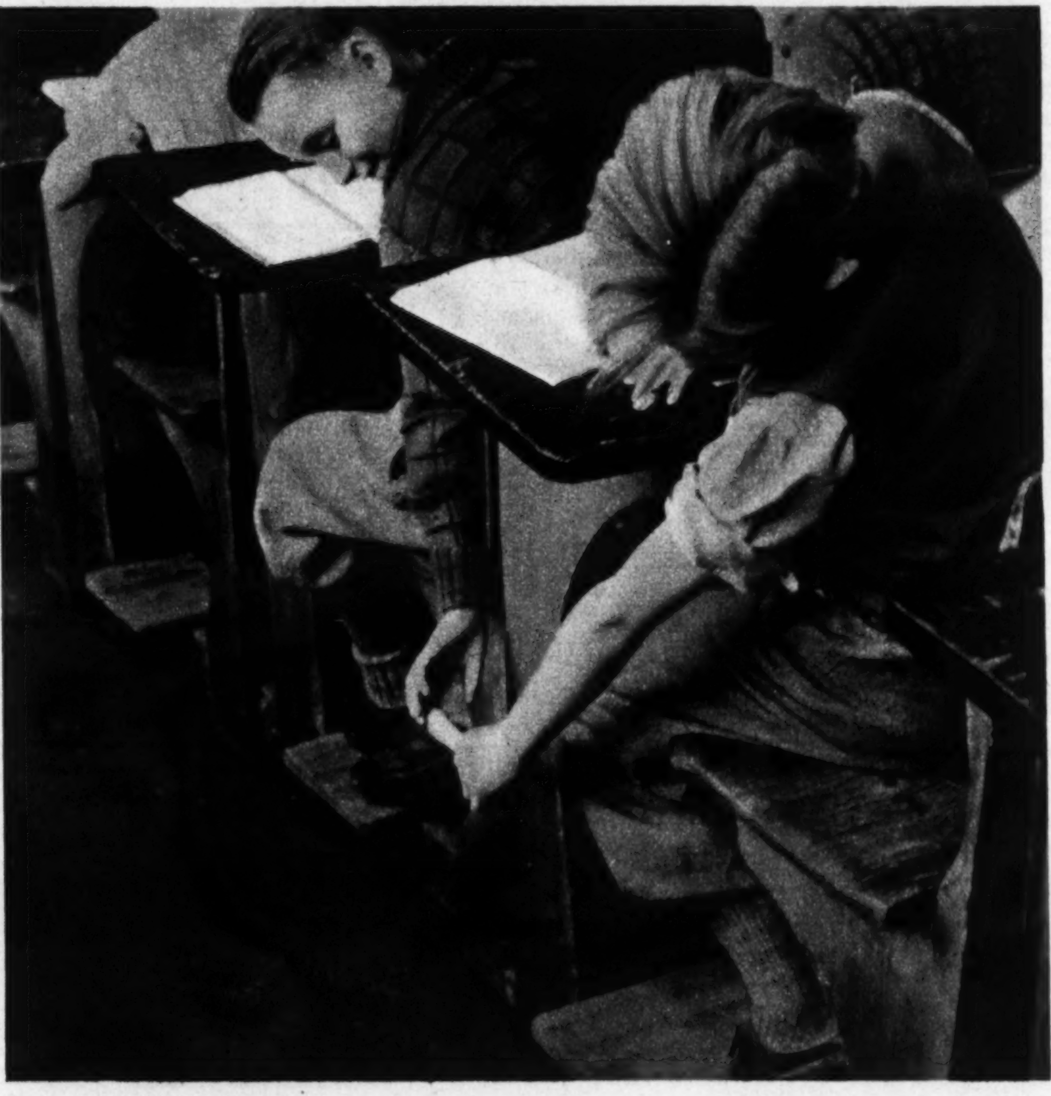
Das Rätsel m u ß aber gelöst werden, das Signal muß v e r s t a n d e n werden, denn dann erst versteht der Erzieher seine A u f g a b e. Diese Aufgabe heißt: dem Kinde helfen. Aber wie man das in jedem einzelnen Falle macht, das läßt sich nicht sagen, ehe man die „Unart" des Kindes nicht verstanden hat. Da wir Erwachsenen ja auch keine Engel sind, ist es ohnehin schon nicht leicht. Wenn Karlchen durch seine verdammte Schußlichkeit ein wertvolles Glas entzweigeschmissen hat, hat seine Mutti verständlicherweise nicht so sehr das Bedürfnis, das Rätsel zu lösen, wie das nun wieder passiert ist und ob sie nicht vielleicht selbst daran Schuld habe und warum Karlchen so ein Hans-guck-in-die-Luft ist, sondern sie zieht dem Kerl erst mal die Hosen stramm und versohlt ihn ordentlich. Dann ist i h r jedenfalls leichter. Aber: wird das Glas dadurch wieder ganz? Nein. Wird ein anderes Glas in Karlchens Händen durch diese mütterliche Gymnastik besser geschützt? Das ist sehr zweifelhaft. Da aber Karlchen ja kein Verbrecher ist, an dem man Vergeltung übt, so ist die ganze „Strafe" nicht viel wert. Selbstverständlich muß er lernen, aufzupassen, und wenn er's anders nicht lernt, muß er durch Schaden klug werden. Er muß vielleicht aus seiner Sparkasse ein neues Glas

kaufen oder den Schaden durch etwas Nützliches, das er tut, wieder ausgleichen. So täte es ein erwachsener Volksgenosse auch, der ohne böse Absicht Unheil angerichtet hat; und Karlchen soll sich ruhig als mitverantwortlicher Volksgenosse fühlen! Damit die Mutter ihm das aber klarmachen kann, muß sie zunächst ihren berechtigten Aerger los sein. Es ist darum nicht ungeschickt, wenn Menschen, mit denen das Blut leicht durchgeht, erst mal eine Stunde spazieren gehen oder eine Nacht darüber schlafen, ehe sie sich mit der „Unart" ihres Kindes erzieherisch beschäftigen. Andere trinken erst mal einen Schluck kaltes Wasser oder legen sich fünf Minuten lang. Wer sich aber dann erst wieder selbst im Zaume hat, der denkt nicht mehr an die Unart, der denkt nur noch darüber nach, was dahinter stecken könnte und welche neue Aufgabe sich hier ergibt.

Sehen wir uns als Beispiel nochmals das schußliche Karlchen an! Könnte es nicht sein, daß das Ungeschick daher kommt, daß das Kind — kurzsichtig ist? Oder vielleicht ist er ein sogenannter „Linkser", der, weil er alle Griffe mit dem „schönen" Händchen (also mit dem rechten) ausführen soll, besondere Schwierigkeiten hat und besonders unsicher geworden ist. Oder geht's ihm so wie allen Anfängern im Radfahren, die sich so fest vornehmen: d e m Stein weiche ich aber bestimmt aus, und schon sind sie dran angefahren? Das heißt: vielleicht ist Karlchen unsicher und ungeschickt aus allzugroßer Vorsicht und Aengstlichkeit. Oder er ist ein Träumer, immer „in sich gekehrt", wie unsere Sprache das so schön anschaulich sagt? Oder — es gibt noch mehr Gründe. Die Mutter, die Karlchens Benehmen — unauffällig für ihn — beobachtet, die einen etwaigen Verdacht auf körperliche Ursachen vom Arzt bestätigen oder widerlegen läßt, die sich ein wenig in ihr Kind hineinzudenken sucht, die findet aber den richtigen, für i h r e n Jungen zutreffenden Grund mehr oder minder bald. Manchmal ist's schwer, manchmal ist's so leicht, daß man die Lösung des Rätsels schon deshalb nicht findet. Niemand aber, der sich unser Beispiel ein bißchen durch den Kopf gehen läßt, zweifelt daran: je nach dem Grund, der Karlchens „Schußlichkeit" zugrunde liegt, muß der kleine Kerl ganz verschiedenartig angepackt werden. Jedesmal nämlich seiner Art gemäß! Für den Kurzsichtigen muß der Augenarzt entscheiden, ob er eine Brille braucht. Für den Linkser muß jede Einschüchterung und jeder Spott vermieden werden, wenn er zunächst instinktmäßig mit der „falschen" Hand zupackt, die ja für ihn die richtige ist. Selbstverständlich muß er daneben auch die rechte Hand üben; und allmählich wird er geschickter als die andern, die nur mit der Rechten geübt sind. Der Aengstliche muß durch geschickt gestellte, nach und nach schwierigere Aufgaben zum Mut und zum Selbstvertrauen erzogen werden, er muß es lernen, seine Gedanken von dem dummen Gefühl „gleich passiert wieder was!" wegzulenken. Der Traumjörge muß umgekehrt üben, seine Gedanken zusammenzunehmen und sie dorthin zu richten, wo sie gebraucht werden, nicht sie in allerlei Phantasien spazierenzuführen. Vielleicht erzählt i h m die Mutter eine Zeitlang keine Märchen, macht ihn aber stolz durch eine kleine Verantwortung, die sie ihm überträgt.

Wenn wir uns also die Sache zu Ende bedenken, dann . . . gibt es überhaupt gar keine „unartigen" Kinder. Alle haben eben ihre besondere „Art" und die ist, auch wo es die Eltern nicht so gerne zugeben, mit der elterlichen Art nahe verwandt. Was wir aber gedankenlos „Unart" nennen, erweist sich bei besserem Nachdenken als falsches Verhalten, als Mißverständnis, Schwäche oder Verirrung. Das sind nicht allein andere W o r t e, das hat auch einen tieferen Sinn. Zur vererbten Art unserer Kinder müssen wir uns nämlich bekennen, auch wenn uns diese Art vielleicht selbst nicht sehr gefällt. Aber eben weil es doch auch u n s e r e eigene Art ist, können wir am allerbesten sagen, was sich aus dieser Art Brauchbares machen läßt und zu welchen Abwegen sie führen kann. In beidem haben wir Erfahrungen. Diese Erfahrungen und unseren guten Willen aber zur richtigen Lenkung der jungen Volksgenossen, die unsere Kinder sind, auszunützen, das ist viel wichtiger, als sich über „unartige" Kinder zu ärgern und von ihnen törichte Versprechungen zu verlangen, daß sie „wieder artig sein" wollen.

H a n s H a j e k.



Aufnahme: Walter Remmel

Unsere Rechenstunde

Abschluß der Schlußrechnung

In vielen Teilen Deutschlands sind die „Großen Ferien" zu Ende. Der Ernst der Schularbeit beginnt wieder — und damit auch die Rechenstunde der Reichs-Elternwarte. Wir beschäftigten uns zuletzt mit der Schlußrechnung, insbesondere mit dem Bruchsatzrechnen am Bruchstrich (siehe REW. Nr. 13 u. 14) und versprachen, weiterführende Aufgaben der Praxis zur Anwendung zu bringen. Wir sagten bereits, daß der „Bruchstrich" in der Volksschule nicht die Bedeutung hat, die ihm hier und da zugewiesen wird. Das Suchen nach verschiedenen Lösungswegen allein gebietet schon, die Vorherrschaft eines mechanischen Formelnrechnens — in der Volksschule! — abzulehnen. Wohl schließt der gesunde Menschenverstand auch im spätern Leben von der Mehrheit über die Einheit auf eine andere Mehrheit — ob aber die Formel des „Bruchstrichs" nach Verlassen der Schule immer dann gegenwärtig ist, wenn sie dringend benötigt wird, darf auf Grund vorliegender Erfahrungen füglich bezweifelt werden. Die Lösung der Aufgabe: 8 Arbeiter verdienen in 5 Tagen 200 RM; wieviel 3 Arbeiter in 3 Tagen? wird „natürlich" gerechnet so aussehen: Ein Arbeiter verdient in 5 Tagen 200 RM : 8 = 25 RM; an einem Tage verdient er 25 RM : 5 = 5 RM; dann verdienen drei Arbeiter an einem Tage 3 mal 5 RM = 15 RM; und 3 Arbeiter an drei Tagen = 3 mal 15 RM = 45 RM. „Mechanisch" gerechnet (am Bruchstrich) sieht das Rechenbild so aus:

Aufgabe: Siehe oben!

Ansatz: 8 Arb. verd. in 5 Tg. 200 RM
3 „ „ „ 3 „ ? „

Bruchsatz (am Bruchstrich):

$$\frac{3 \cdot 3 \cdot \overset{\overset{5}{\cancel{25}}}{\cancel{200}}}{\cancel{5} \cdot \cancel{8}} \text{ RM} = \underline{\underline{45 \text{ RM}}}$$

Wir erklären den Bruchstrich. (Siehe auch REW. Nr. 13/14!)

1. Ueberlegung (Schluß). Das Gegebene. (Siehe Ansatz, 1. Zeile!)

   8 Arb. verd. in 5 Tg. 200 RM

   $$\frac{200 \text{ RM}}{}$$

2. Schluß.

   1 Arb. verd. in 5 Tg. den 8. Teil (von 200 RM)

   $$\frac{200 \text{ RM}}{8}$$

3. Schluß.

   3 Arb. verd. in 5 Tg. das 3-fache (vom 8. Teil von 200 RM)

   $$\frac{3 \cdot 200 \text{ RM}}{8}$$

4. Schluß.

   3 Arb. verd. an 1 Tg. den 5. Teil (vom 3-fachen vom 8. Teil von 200 RM)

   $$\frac{3 \cdot 200 \text{ RM}}{5 \cdot 8}$$

5. Schluß.

   3 Arb. verd. an 3 Tg. das 3-fache (vom 5. Teil vom 3-fachen vom 8. Teil von 200 RM)

   $$\frac{3 \cdot 3 \cdot 200 \text{ RM}}{5 \cdot 8}$$

(Wir wissen doch: „Mal" oder „-fache" über den Bruchstrich! „Teil" unter!)

Nun kürzen wir: („Drunter" mit „Drüber"!)

1. Kürzungsbild: (Kürzungszahl 8)

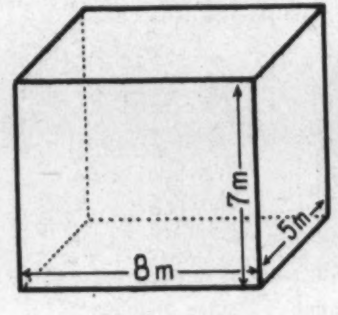
   $$\frac{3 \cdot 3 \cdot \overset{25}{\cancel{200}} \text{ RM}}{5 \cdot \cancel{8}}$$

2. Kürzungsbild: (Kürzungszahl 5)

   $$\frac{3 \cdot 3 \cdot \overset{\overset{5}{\cancel{25}}}{\cancel{200}} \text{ RM}}{\cancel{5} \cdot \cancel{8}}$$

Ergebnis: 3 mal 3 mal 5 = 45 RM. (Es sind nur „Zähler" am Bruchstrich verblieben; die Nenner 5 und 8 sind weggekürzt worden!) Also verdienen 3 Arbeiter in 3 Tagen 45 RM, was wir ohne Bruchstrichrechnen auch „rausgekriegt" haben. — Nehmen wir uns einmal die in Nr. 14 der REW. erwähnte „Röhrenaufgabe" vor: Ein Wasserbehälter von 8 m Länge, 5 m Breite und 7 m Tiefe wird von 5 Röhren in 4 Tagen gefüllt. Wieviel gleiche Röhren sind notwendig, um einen Wasserbehälter von 10½ m Länge, 6 m Breite und 8 m Tiefe in 3 Tagen zu füllen?

Gehen wir an die Lösung ohne Bruchstrich heran. Zwei Behälter sind vorhanden, deren Größenverhältnisse verschieden sind. Aus der Raumlehre kennen wir die Körperberechnung. Der 1. Wasserbehälter hat als Skizze folgende Form:



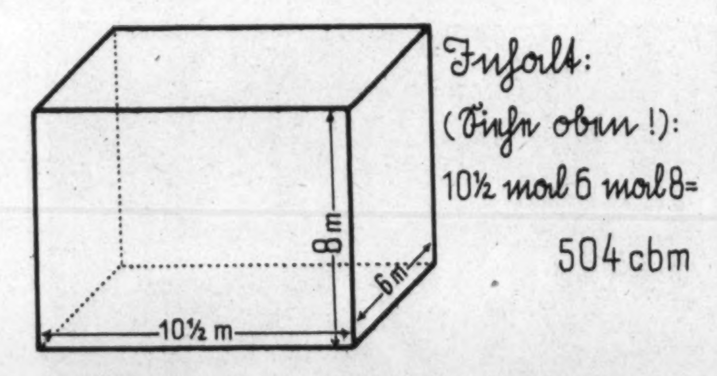
Inhalt: Grundfläche mal Höhe! Also: 8 mal 5 mal 7 = 280 cbm

Hilfe bei der Schularbeit

Unsere Rechenstunde

Aufnahmen: W. Remmel

Der 2. Behälter sieht skizziert so aus:



Als Teilziel unserer Ueberlegung ergibt sich die Frage: Wieviel cbm Wasser füllt e i n e Röhre an e i n e m Tage in Behälter 1?

Antwort: E i n e Röhre füllt in 4 Tg. den 5. Teil des Behälters (280 cbm : 5 = 56 cbm) und an e i n e m Tage den 4. Teil von 56 cbm = 14 cbm. — Behälter 2 ist beinahe noch einmal so groß! (504 cbm!) Die Füllung aber soll in w e n i g e r als 4 Tagen, nämlich in 3 Tagen erledigt sein. (Wir werden also s c h ä t z u n g s w e i s e mindestens das Doppelte von 5 Röhren benötigen!) In 3 Tagen füllt e i n e Röhre 3 mal 14 cbm Wasser in den Behälter = 42 cbm. Nun fällt uns, wenn wir mit unserm logischen Denken bis hierher gekommen sind, der letzte Schluß als reife Frucht in den Schoß: Wir werden soviel mal e i n e Röhre benötigen, als 42 cbm in 504 cbm enthalten sind (504 : 42 = 12).

E r g e b n i s : Z w ö l f Röhren sind zum Füllen des Wasserbehälters 2 nötig! — Am Bruchstrich rechnen wir so:

A u f g a b e : Siehe vorher!

A n s a t z : Bei $\frac{(16)}{(2)}$ 8 m Länge, 5 m Breite, 7 m Tiefe auf 4 Tage sind 5 Röhren nötig.

Bei $\frac{(21)}{(2)}$ 10½ m Länge, 6 m Breite, 8 m Tiefe auf 3 Tage sind wieviel Röhren nötig?

B r u c h s a t z am Bruchstrich:

$$\frac{4 \cdot 8 \cdot 6 \cdot 21 \cdot 5 \text{ Röhren} = 12}{3 \cdot 7 \cdot 5 \cdot 16} \text{ Röhren}$$

Wir erklären den Bruchstrich:

1. Ueberlegung (Schluß). Das Gegebene. (Siehe Ansatz, 1. Teil)

   $\frac{5}{}$ Röhren

2. Schluß. Bei $\frac{1}{2}$ m Länge, 5 m Breite, 7 m Tiefe auf 4 Tage ist der 16. Teil (von 5 Röhren) nötig! — Vorstellen!!!

   $\frac{5}{16}$ Röhren

3. Schluß. Bei $\frac{21}{2}$ m Länge usw. ist das 21-fache (d. h. 21 mal soviel!) an Röhren (vom 16. Teil von 5) nötig!

   $\frac{21 \cdot 5}{16}$ Röhren

4. Schluß. Bei 1 m Breite usw. ist der 5. Teil an Röhren (vom 21-fachen vom 16. Teil von 5) nötig!

   $\frac{21 \cdot 5}{5 \cdot 16}$ Röhren

5. Schluß. Bei 6 m Breite usw. ist das 6-fache an Röhren (vom 5. Teil vom 21-fachen vom 16. Teil von 5) nötig!

   $\frac{6 \cdot 21 \cdot 5}{5 \cdot 16}$ Röhren

6. Schluß. Bei 1 m Tiefe usw. ist der 7. Teil an Röhren (vom 6-fachen vom 5. Teil vom 21-fachen vom 16. Teil von 5) nötig!

   $\frac{6 \cdot 21 \cdot 5}{7 \cdot 5 \cdot 16}$ Röhren

7. Schluß. Bei 8 m Tiefe usw. ist das 8-fache an Röhren (vom 7. Teil vom 6-fachen vom 5. Teil vom 21-fachen vom 16. Teil von 5) nötig!

   $\frac{8 \cdot 6 \cdot 21 \cdot 5}{7 \cdot 5 \cdot 16}$ Röhren

8. Schluß. (Achtung! Indirekter — umgekehrter — Schluß!) Die Zeit von 4 Tagen ist Ausgang und Grundlage der Aufgabe! Steht mir zur Füllung des Behälters nur ein Tag zur Verfügung, so benötige ich das 4-fache an Röhren (vom 8-fachen vom 7. Teil vom 6-fachen vom 5. Teil vom 21-fachen vom 16. Teil von 5).

   $\frac{4 \cdot 8 \cdot 6 \cdot 21 \cdot 5}{7 \cdot 5 \cdot 16}$ Röhren

9. Schluß. Stehen mir aber — statt 1 Tag! — 3 Tage zur Verfügung, so ist nur der 3. Teil an Röhren (vom 4-fachen vom 8-fachen vom 7. Teil vom 6-fachen vom 5. Teil vom 21-fachen vom 16. Teil von 5) nötig!

   $\frac{4 \cdot 8 \cdot 6 \cdot 21 \cdot 5}{3 \cdot 7 \cdot 5 \cdot 16}$ Röhren

Nun kürzen wir:

1. Kürzungsbild (Kürzungszahl 8)

   $\frac{4 \cdot \cancel{8} \cdot 6 \cdot 21 \cdot 5}{3 \cdot 7 \cdot 5 \cdot \underset{2}{\cancel{16}}}$ Röhren

2. Kürzungsbild (Kürzungszahl 7)

   $\frac{4 \cdot \cancel{8} \cdot 6 \cdot \overset{3}{\cancel{21}} \cdot 5}{3 \cdot \cancel{7} \cdot 5 \cdot \underset{2}{\cancel{16}}}$ Röhren

3. Kürzungsbild (Kürzungszahl 5)

   $\frac{4 \cdot 8 \cdot 6 \cdot \overset{\cancel{3}}{\cancel{21}} \cdot 5}{\cancel{3} \cdot \cancel{7} \cdot \cancel{5} \cdot \underset{2}{\cancel{16}}}$ Röhren

4. Kürzungsbild (Kürzungszahl 3)

   $\frac{4 \cdot \cancel{8} \cdot 6 \cdot \overset{3}{\cancel{21}} \cdot \cancel{5}}{\cancel{3} \cdot \cancel{7} \cdot \cancel{5} \cdot \underset{2}{\cancel{16}}}$ Röhren

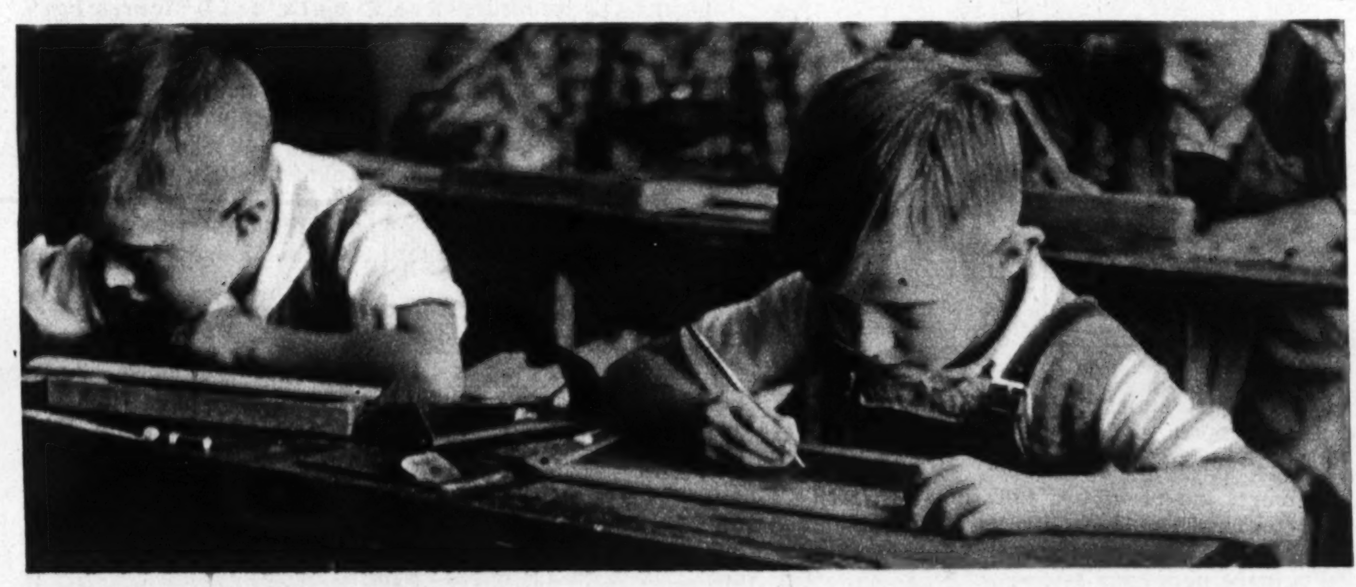
5. Kürzungsbild (Kürzungszahl 2)

   $\frac{\overset{2}{\cancel{4}} \cdot \cancel{8} \cdot 6 \cdot \overset{\cancel{3}}{\cancel{21}} \cdot \cancel{5}}{\cancel{3} \cdot \cancel{7} \cdot \cancel{5} \cdot \underset{\cancel{2}}{\cancel{16}}}$ Röhren

Ergebnis: 2 mal 6 (die Nenner sind weggekürzt!) = 12 Röhren sind notwendig! — Das hatten wir weniger kompliziert, aber überzeugender und schöner im Ausdruck ohne Bruchstrich auch vorhin errechnet!

Wir wollen mit diesen Ausführungen das Kapitel Schlußrechnung als Ganzes schließen. Schluß- und Bruchstrichaufgaben werden uns aber nach wie vor bei anderer Gelegenheit begegnen (Prozent- und Zinsrechnung usw.) — Wer Freude am Schlußrechnen gefunden hat, versuche einmal seine Kunst — verschiedene Lösungswege! — an folgender gerader Schlußaufgabe: 600 kg Roggenstroh kosten 14.40 RM; wieviel kosten 475 kg? (Zur Erleichterung mit Rpf rechnen!) —

Willy Kranz



5 Stunden Nachsitzen

nach 42 Jahren

Von Walther Deneke

Nachgesessen haben wir ja wohl alle gelegentlich in jenen sogenannten schönen Jugendtagen, über denen in Wirklichkeit grau und lastend der Schatten der Schule lag; denn damals, als ich jung war, war die Penne wirklich ein Alpdruck, und es ist doch sicher kein Zufall, daß die Schulerinnerungen, die wir Alten auszutauschen pflegen, fast ausschließlich aus Kämpfen gegen die „Pauker" bestanden, in denen man, der eigenen Schilderung nach, „es ihnen gegeben hatte".

Das ungeschriebene Gesetz war: „Ich will Feindschaft setzen zwischen Dir und dem Pauker; Du sollst ihn nach besten Kräften ärgern und derselbe soll Dich in's Klassenbuch schreiben."

In dieses Klassenbuch geriet man leicht; einmal hatte man die Präparation zum Homer vergessen; ein andermal unter der Bank den „guten Kameraden" gelesen; auch „Widersetzlichkeit", die als Heldenmut galt oder „Störung des Unterrichts", weil man mit dem Nachbar über die letzte Tanzstunde getuschelt. — Alle diese Schwerverbrechen wurden im Klassenbuch für Archiv und Ewigkeit verbucht, und wer zweimal in einer Woche „drinstand", . . . der mußte nachsitzen!

Naiv und ahnungslos wie man war, rühmte man sich dann, daß man durch glänzend gespielte Tugendhaftigkeit den Pauker so eingewickelt hatte, daß er einen schon nach einer halben Stunde laufen ließ und erst viel, viel später dämmerte einem die Erkenntnis, daß der arme geplagte Mann ja auch nicht wild darauf war, nach erledigter Schulpflicht nun noch selbst nachsitzen zu müssen und daß die wohlwollende Gnade der frühzeitigen Entlassung weniger unserer leicht durchschaubaren Tugend, als seinem eigenen Freiheitsdrange entsprang!

Immerhin: man h a t t e nachgesessen, und nach der damaligen Anschauung war das eine ehrenvolle Wunde, deren Narbe auch heute noch von ergrauten Männern mit ehrfurchteinflößenden Titeln stolz und ruhmheischend gezeigt wird.

Ja! Es war eine wunderliche Zeit, und es waren wunderliche Anschauungen, die damals Lehrer und Schüler — ganz seltene Ausnahmen bestätigten die Regel — zu naturgegebenen Feinden machten; denn, auch das muß offen gesagt werden, nicht nur in uns dummen Jungens lebte dieses Gefühl der Gegnerschaft, sondern auch die vielfach allzu überalterte Lehrerschar stand uns nicht zur Seite, sondern gegenüber.

So saß ich denn auch einmal mit ein paar Männern im Gespräch über solche Dinge und Zeiten beisammen und sprach von den Wunden jener Zeit, rühmte mich meiner Kämpfe und wies voll Stolz auf meine Narben.

Und da geschah es!

Allerdings wurde ich nicht ins Klassenbuch eingeschrieben; aber — beinah schlimmer — ich wurde ohne weiteres zum Nachsitzen verurteilt und gleich zu fünf Stunden! Nun ist „verurteilt" freilich nicht der richtige Ausdruck; vielmehr muß ich sagen: Ich wurde dazu eingeladen und das kam so:

Einer der Tischgenossen war nämlich der Leiter eines humanistischen Gymnasiums; freilich den Gestalten meiner Jugend an Wesen und Art so ungleich, daß ich nie und nimmer einen „Pauker" in ihm vermutet hätte. Nach allem, was ich über die Verdüsterer meiner Jugendjahre geäußert, mochte ihm wohl die Lust ankommen, diesem Meckergreis einmal durch einen Anschauungsunterricht zu beweisen, daß er mit Carlos sprechen könne: „Du sprichst von Zeiten, die vergangen sind", und deshalb forderte er mich auf, mir einmal den „Betrieb von heute" an seiner Schule mitanzusehen!

Nun bin ich, seit meiner Schulentlassung im Jahre 1895, noch manches Mal in Schulen gewesen; denn das sind unvermeidliche Vaterpflichten. Ich weiß nicht, ob es den Lesern auch so ging; mir war jedesmal, wenn ich in den Schuljahren meiner nun längst erwachsenen Kinder diesen Dornenpfad beschritt, sehr beklommen zumute. Man schritt durch lange, nüchterne Korridore; Türen mit dräuenden Inschriften. „Direktor", „Konferenzzimmer" weckten peinliche Erinnerungen; man griff unwillkürlich nach der Homerpräparation und überlegte, wann ut mit dem Indikativ vorkommt! Und war die „Konferenz" zu Ende, so schritt man aufatmend durch die Pforte und dachte, daß man selbst wenigstens nichts mehr mit Logarithmen Kosinus und Tangente zu tun hatte. Und mit so ähnlichen Gefühlen ging ich denn auch am vereinbarten Tage daran, meine fünf Stunden „nachzusitzen"!

Ich schlief die Nacht vorher schlecht; allerlei wirres Geträum plagte mich, dazu die richtige Schüler-Angst „zu spät zu kommen"! Ich wollte mich doch als Extraner wenigstens in dem Punkte nicht blamieren, und so war ich auch richtig lange vor Beginn des Unterrichts an Ort und Stelle.

Das gab willkommene Zeit, erst einmal das Haus gründlich zu besichtigen.

Es war nicht ein hochmodernes neuzeitliches Gebäude; um so mehr ward sinnfällig, wie man aus dem nüchternen Zweckbau eine helle, freundliche und allenthalben unaufdringliche belehrende Stätte gemacht hatte. Bilder und Plastiken, mit kurzen und klaren Texten, gaben Aufschluß und Kenntnisse über weite Gebiete des Wissens, sprachen von der Kunst der alten und neuen Zeit; weckten den Stolz auf die großen Männer des Vaterlandes und spornten zur Nacheiferung an! Staunend sah ich die hohe Vollendung der technischen, chemischen und physikalischen Arbeitsstätten! Was war aus dem Glasschrank mit den paar mottenzerfressenen, ausgestopften Biestern unseres „Naturalienkabinetts" geworden! Wo war der rostige einsame Bunsenbrenner auf dem blechbeschlagenen Küchentisch und die nie funktionierende „Elektrisiermaschine", deren Erklärung stets begann: Sie müssen sich denken, man könnte diesen Hebel bewegen und jenes Rad dadurch drehen, dann müßte . . . !

Wenn ich nicht genau gewußt hätte, daß ich ein humanistisches Gymnasium besuchte; . . . ich hätte das Haus für eine technische Hochschule gehalten, so reich war Ausstattung und Material, so bis ins kleinste besonders dafür gesorgt, daß jeder selbst arbeiten, das Besprochene praktisch ausführen konnte. Sicherlich eine weit einprägsamere Unterweisung, als das mehr oder minder aufmerksame Zuschauen beim „Experimentieren" des Lehrers!

Verblüfft von allem Geschehenen saß ich im „Direktor-Zimmer" auf dem Sofa! Jawohl; auf einem sogar sündhaft bequemen Sofa, und das Zimmer selbst war wieder ein Grund zu neuer Verblüffung! Das war nicht die düstere Höhle des Löwen, in die wir in kritischen Fällen zitiert wurden; ein Zimmer, das Strenge atmete und in seiner Kahlheit mehr Klosterzelle wie Zimmer war! Hier war Luft, Licht und lebensbejahendes Behagen, Bilder, Bücher, Blumen; . . . kurz, ein Raum, in dem auch der arme Sünder atmen und sich freier fühlen konnte und sollte.

Draußen klang die Glocke und unter des Direktors Leitung ging ich der ersten meiner „Stunden" entgegen;

Griechisch! Bei ihm selbst!! Ganz schnell nahm ich ihm noch der Sicherheit halber das ganz große Ehrenwort ab, nicht etwa mich „abzufragen“ und dann ging's los!

Wohl an 25 Jungens grüßten, ich wurde als Gast vorgestellt und — o Ehre — kam auf's Katheder! Und dann wurde „abgefragt“; . . . aber wie! und in welchem Tempo! Das war wirklich das Tempo unserer Zeit, und ich war froh, daß ich das große Ehrenwort hatte!

„Zweite Person Indikativi Aoristi passivi“; . . . nun, wer wüßte nicht von diesem Thema zu singen und zu sagen! Aber — — die Klasse war dem Tempo gewachsen; wie der Teufel aus der Büchse schoß der Gefragte hoch; fast immer klappte die Antwort; nötigenfalls folgte blitzschnell eine Selbstkorrektur; blitzschnell mußte sie sein, sonst hieß es: Der Nachbar und ein rasches „Na aber“, auch wohl ein „Schafskopf“ quittierte über den Versager.

Und wieder was Neues! Kein „Notizbuch“, in das umständlich „Noten“ vermerkt wurden und das Grund war, dem schon Unsicheren durch Vorhalten früherer Sünden noch mehr Angst einzujagen; .., man begriff schnell, daß auf die neue Art das Urteil über die Leistung nicht aus den verbuchten Zufallstreffern oder -versagern pedantisch errechnet wurde, sondern daß durch den unmittelbaren lebendigen Zusammenhang in diesem Frage- und Antwort-Spiel ein weit zuverlässiges Bewerten der Gesamtleistung erwachsen mußte! Zugleich ergab sich, daß dieser Verzicht auf die Note des Einzelfalles auf den Schüler selbst befreiend und anspornend wirkt; die lähmende Angst — Mensch, ich habe schon drei Vieren in Griechisch — ist nicht mehr; das Gefühl, jederzeit einen Schnitzer wieder ausgleichen zu können, treibt zu Eifer und, man kann beinah sagen, leidenschaftlicher Beteiligung, und die Folge ist, daß jeder — so war's auch in den anderen Fächern — unbedingt, hitzig und restlos bei der Sache ist!

Man konnte vom Katheder aus die Jungens genau beobachten; sie waren „voll im Gange“; wußten gar nicht, daß eine überlegene Leitung sie im Gange hielt, sondern sie „machten mit“ aus tiefster Ueberzeugung und mit einem geradezu sportlichen Feuer. Ich denke an einen blonden kleinen Kerl, der eine falsche Antwort gegeben hatte und daraufhin im Eifer mit der Faust auf sein Pult schlug; man sah ganz deutlich, er ärgerte sich — — — über sich selbst!

Das aber scheint mir das wichtigste. — Uns schien es damals die Hauptsache, den Lehrer zu ärgern; erst wenn er dann uns ärgerte — durch Tadel oder böse Noten — dann erst ärgerten wir uns!!

Dieser Umweg ist nicht mehr; wer sich gleich über sich selber ärgert, der hat ja begriffen, daß er nicht „für den Lehrer“, sondern für sich lernt, daß sein Fehler ihn trifft, und ich halte es für die größte Leistung der heutigen Unterrichtsart, daß sie schon im Sextaner ein Verständnis weckt, das anno 1890 noch manchem Primaner nicht aufgegangen war!

Und schon schlug es, und die Stunde war aus!

In der Pause wurde ich dem Herrn über Caesar und Horaz übergeben, auch ihm nahm ich das sicherheitgewährende Wort ab und wieder sah ich vom Katheder das gleiche Bild einer gespannten, man möchte fast sagen: kampfbereiten Jungenschar!

Lateinisch hat man wenigstens noch ein bißchen beisammen; hauptsächlich von der Hilfe bei den Schularbeiten, auf die man sich heimlich vorbereitete, weil man sich ja bei seiner Brut in Respekt halten muß!

Das Grammatikpauken von einst ist auch nicht mehr. Unmerklich läuft die Unterweisung darin im Lehr- und Lesestoff mit; auch hier keine Noten und kein Notizbuch mehr und mit dem gleichen guten Erfolge! Einmal hätte ich beinahe doch den Finger hochgehoben; ich wußte die Antwort und stelle nicht ohne Stolz fest: es war richtig gewesen!

Und dann kam etwas besonders Nettes!!

„In Deutsch“ konnte ich nicht aufs Katheder; denn es wurde gebraucht! Der Herr der Klasse und ich klemmten sich also auf die Schulbänke. Die Klasse war beauftragt, Bürgers „Der Kaiser und der Abt“ nach eigener Regie aufzuführen!

Das war eine Extra-Gala-Festvorstellung und von den dramatischen Talenten der Jungens könnte mancher Filmheld was lernen! Kostüme und Requisiten wurden durch Fantasie, Geste und Gebärde reichlich ersetzt. Der Kaiser trug Szepter und Reichsapfel so würdevoll, daß man beides förmlich sah, und der geplagte Abt schleppte seinen Schmerbauch — ich taxierte seine Hochehrwürden auf 50 Pfund — so mühsam, daß man den Schlaganfall kommen sah; und wie legte Hans Bendix den Kaiser rein! Wie lebendig wurde die alte wunderlich-lehrreiche Geschichte und mit welchem Schwung waren sie dabei! Das war was anderes, als das Herleiern der üblichen 12 Verse — nun der Nächste — und das reizlose Zergliedern, das uns auf Jahrzehnte von den Klassikern wegscheuchte!

Wie alt war ich schon, als ich eines Tages merkte, daß Schiller gar kein so langweiliger Peter war; daß der wegen seiner Versformen gehaßte Klopstock allerlei Erfreuliches geäußert hatte und daß die Hermannsschlacht kein Stoff für 3—4 „Aufsätze“, sondern ein blutvolles, leidenschaftliches Bekenntnis war! Kein Wunder, daß die anschließende Deutung und Erläuterung in zum Teil überraschend reifen Antworten bewies, daß auf solche Art ein Verstehen und Miterleben ganz anders geweckt wird, als durch die „Anatomisierung“!

Es klingelt wieder: Turnen!

Tja! Turnen!! Also, damals, anno 1890, fand das nachmittags statt; deshalb schwänzte man grundsätzlich, denn um die Zeit war ja Poussierstunde, und man mußte doch seine Flamme grüßen! Grüßen! Ansprechen wäre Frevel gewesen. Dem Turnlehrer war's recht; er war leidenschaftlicher Botaniker, saß — im Nebenraum — über seinen Herbarien und erteilte den paar Erschienenen den Befehl: Kür-Turnen; das hieß: „macht, was ihr wollt“ und das taten sie denn auch. Die wenigen, die Ruhm an Reck und Barren erstrebten, wurden herablassend belächelt; „so was“ tat ein „Humanist“ eben nicht.

Nun, heute ist das anders; nicht nur in der Schule ist Turnen ein Hauptfach, und das ist recht gut!

So ein Turnsaal von heute ist auch ein ander Ding und die Leistungen ..; mit dem, was ich sah, als Durchschnittsleistung jedes Schülers, hätten wir Eichenkränze auf den Olympiaden errungen! Daß mens sana nur in corpore sano wohnt, ist nun eine Selbstverständlichkeit, und so ist hier ein ungeheurer Fortschritt zu verzeichnen. Allein schon die bequeme und selbstverständliche Kleidung, die mustergültigen Reinigungs-Anlagen vom reichlich fließenden Wasser bis zum Fußbadebecken; Vater Jahn müßte seine helle Freude haben und des zum Zeichen machte er bestimmt seinen berühmten Kopfstand, den meine Großmutter zu ihrem Entsetzen noch als junges Mädchen in Freiburg a. U. erlebt hat; freilich war das in der höchst empfindsamen Biedermeierzeit, und die Hosen waren dem alten Herrn höchst unästhetisch dabei „so tiefgerutscht, daß man seine haarigen Beine sah“.

Sie turnten wie die Teufel; just die körperlich Schwächeren waren die ehrgeizigsten; nicht von der Reckstange zu holen, bis endlich, endlich die Bauchwelle „ging“!

Wieder der Eindruck: sie tun es für sich; nicht einmal, um sich zu „zeigen“; nein; es ist der Wille zur Leistung, der aus dieser manchmal verbissenen Energie spricht, und wieder stellt man fest: hier weiß jeder, daß er an sich und für sich arbeitet und nicht „für wen oder was anderes“. —

Und schließlich: Geschichte in Unterprima!

Es war kein „Unterricht“ mit Ablesen aus dem Geschichtsbuch; hier wurde auch nicht Frage- und Antwortspiel gehalten nach dem gefürchteten Schema: Karl der Dünne? Von wann

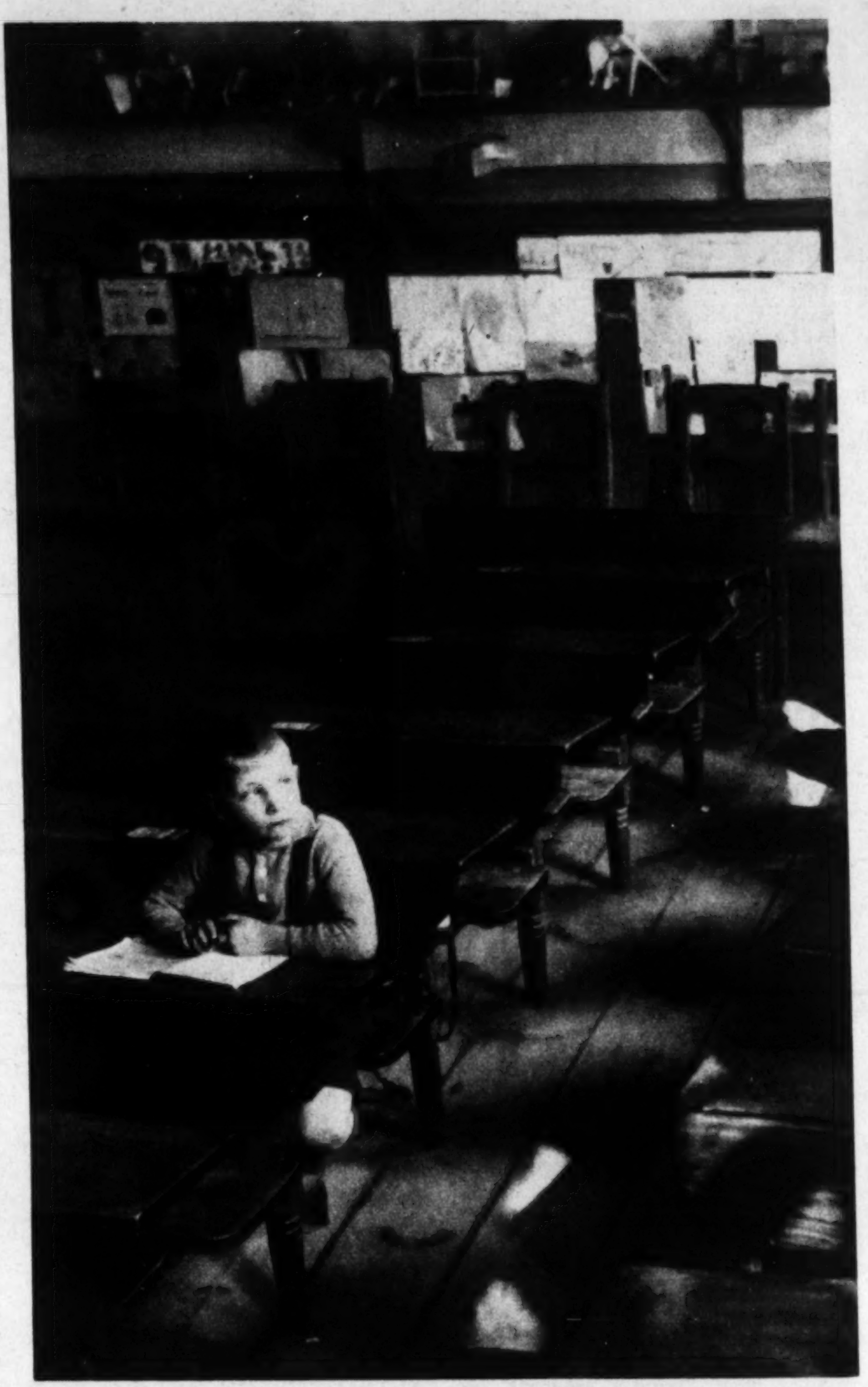
bis wann? Wer schlug wen, wann, wo? Es war ein Vortrag, den Fragen unterbrachen, die sich auf die Zusammenhänge — nicht auf Zahlen und Daten — richteten. Aus den Raubkriegen Louis XIV. wurden die Folgen des Niedergangs der Machtstellung Frankreichs gedeutet; die naheliegenden Parallelen zu den napoleonischen und dem Weltkrieg gezogen. Auch ein völliger Nichtkenner der Geschichte dieser Zeitalter konnte in dieser einen Stunde einen lebendigen Begriff vom großen Rhythmus des Weltgeschehens bekommen. — In der Unterprima, der reiferen Jugend, kann man die Scheidung der Geister schon eher merken. Ich hatte von einigen die Empfindung, daß sie mehr pflichtmäßig teilnehmen; die meisten waren lebhaft dabei und einige offensichtlich mit ausgesprochener Neigung. Besonders drei von den durchweg großen, ja stattlichen Primanern — Jungens wäre hier respektlos — überraschten mich durch eingehendes Verständnis und durchaus persönliche Meinungen und Urteile. Mindestens in dem einen von ihnen steckt ein künftiger Historiker von Bedeutung.

Dann klang die Glocke zum letzten Male, und nun hatte ich wirklich meine fünf Stunden abgesessen!

Es wäre ja wohl dreist, aus solchem Eintagsbesuch nun eine restlos zuverlässige Folgerung zu ziehen; aber, wer sich bis hierher durchgelesen hat, wird gemerkt haben, daß ich, natürlich emsig Vergleiche ziehend, von einem überraschten Erstaunen ins andere fiel. Daß man im Lehren gegen meine Zeit fortgeschritten ist, weiß ich wohl; welch' ein grundlegender Wandel innerlich und äußerlich nach Form und Art vor sich gegangen ist; das konnte ich auch in dieser kurzen Zeit eines Schultages klar erkennen.

Woraus war der Gedanke dieses Besuches gewachsen? Aus der Frage, ob in einer technisch so hochentwickelten Zeit, die zudem auch geistige Höchstleistungen neben körperlichen fordert, wohl das „humanistische" Gymnasium noch seine Daseinsberechtigung beweisen könne. Was haben wir eigentlich mit Homer und Horaz zu tun; was geh'n uns Werthers Leiden und Klopstocks Oden an? Ist das nicht alles Gehirnballast; überflüssiger Kraftverbrauch? Wer spricht noch Griechisch? Wozu Latein?

Grade durch dieses Erlebnis habe ich erneut und stärker als je erkannt, wie gut, wie im höchsten Sinne fördernd es ist, wenn der Mensch auch dann etwas tut, wenn es nicht unmittelbar „nützlich" im reinen materiellen Sinne ist. „Deutsch sein, heißt eine Sache um ihrer selbst willen tun"; das ist eins der besten Worte Richard Wagners, der sicher in Kampf und Not bewies, daß er ums Deutschsein Bescheid wußte. Gerade in diesem Verzicht auf den unmittelbaren „Nutzen" liegt auch die Belohnung für solche Arbeit, und wer genauer prüft, wird finden, daß selbst materielle Belohnung darin liegt, daraus folgen kann. Denn solche Arbeit weitet den Horizont, steigert Verständnis und Einsicht und damit die eigenen Möglichkeiten des Auswirkens.



Mit der Technik, auf die wir mit Recht stolz sind, ist es — man muß das einmal ehrlich sagen — eine eigene Sache. Ein Auto von 1910 ist heute schon eine Kuriosität; der Dampftopf des seligen Heron eine unsichere Legende; ... aber die Sonne Homers leuchtet heute noch; griechische Baukunst gibt uns heute noch mächtige — nicht technische, sondern seelische — Impulse; durch ungezählte Jahre klingt das Lied vom Faust, leuchten die Lieder eines Walter von der Vogelweide, die Sagen römischer, hellenischer Zeit und das gewaltige Drama von deutscher Helden und Götter Werden und Vergehen. Wer aus diesen Quellen trinkt, wird stärker, weiser und besser, und darum ist es gut und schön, daß diese zu manchen Zeiten zwar trübe fließenden, aber nie versiegenden Quellen heute wieder so hell und klar strömen.

Bruchrechnung



Wilhelm Berger

Die Zigarre duftet, der Kaffee desgleichen. Beide verdienen unbedingt das schmückende Beiwort: aromatisch. Ich bin mit dem Kosmos, meinen Mitmenschen und mir selbst restlos zufrieden. Ich fühle das Bedürfnis, andere an meiner guten Laune teilnehmen zu lassen, mich populär zu machen, wie etwa ein Fürst in besonders guter Stimmung unter sein Volk geht. So beschließe ich, meinen Herrn Sohn aufzusuchen und ihm einige passende Worte der Anerkennung und der Aufmunterung zu spenden. Ich öffne die Tür zu seinem Zimmer, von ihm selbst das „Wigwam", von seiner Schwester ehrfurchtslos das „Kabuff" genannt.

Er sitzt am Arbeitstisch und zieht ein unglückliches Gesicht.

„Nun, teurer Sprößling, was machen die Schularbeiten?" apostrophiere ich ihn leutselig.

„Ach, Vati, die blöde Bruchrechnung ..."

„Na, mein Junge", erwidere ich gönnerhaft, „zeig doch mal her!"

Er schiebt mir sein Heft hin, und ich lese: „Wenn 3 Arbeiter bei einer täglichen Arbeitszeit von $6\frac{5}{12}$ Stunden an einem Bau 289 Tage 3 Stunden und 35 Minuten arbeitet, wie lange arbeiten dann $17\frac{5}{8}$ Arbeiter bei einer täglichen Arbeitszeit von $7\frac{10}{73}$ Stunden?"

Heiliger Strohsack! Da bin ich ja schön ins Fettnäpfchen getreten! Ich verwünsche meine Neugier und meine Popularitätshascherei! Aber vielleicht glückt mir noch ein ehrenvoller Rückzug.

„Das ist doch ganz einfach! Das wirst du schon rauskriegen! Denk nur mal scharf nach!" werfe ich so nebenbei hin und will die Tür hinter mir zumachen. Aber es ist zu spät! Ich habe den Anker ausgeworfen, und der hält fest.

„Vati, sag mir doch bloß, wie man den Ansatz macht!" fleht herzzerreißend mein Kind.

Ansatz? Mir dämmert eine verschwommene Erinnerung an längst vergangene Zeiten auf. Das haben wir doch auch einmal gehabt! Wie war das doch nur? Krampfhaft versuche ich mir meine Rechenstunden ins Gedächtnis zu rufen. Aber nur die Gestalt meines Rechenlehrers taucht auf, der einen so merkwürdigen Namen hatte, wie ein Domherr aussah und eine sehr kraftvolle und nachdrückliche Handschrift (mit dem Bakel) schrieb.

Da, eine Erleuchtung! „Man muß auf eins zurückgehen, das ist doch klar!" „Aber die Aufgabe beginnt doch mit einem Arbeiter, da kann man doch nicht auf eins zurückgehen!"

Richtig! „Ja, dann muß man auf hundert gehen!" Natürlich, so wird es gemacht! Ein Stein fällt mir vom Herzen.

„Also, wenn ein Arbeiter . . ." und schon stehen eine Anzahl schöner und durchaus einleuchtender Zahlen da.

„Aber da ist doch kein Bruchstrich dabei!"

Er hat wieder recht! Die Zahlen stehen ja alle in einer Reihe.

„Da müssen wir die 100 unter den Bruchstrich setzen!" Im Innern hege ich erhebliche Zweifel, ob das der richtige Weg ist, aber ich mache ein zuversichtliches Gesicht.

Ich rechne, aber eine völlig unmögliche Zahl kommt heraus. Nein, so kann es auch nicht sein! Wie macht man das bloß? Wenn ich damals nur besser aufgepaßt hätte! Aber die Reue kommt zu spät!

Eine wilde Verzweiflung packt mich. Es muß doch gehen.

„Das werden wir schon kriegen!" beruhige ich ihn, und schon sitze ich neben ihm und rechne, daß mir der Kopf raucht.

Wir füllen Seite auf Seite mit den gewagtesten Rechenoperationen, wir verwandeln echte Brüche in unechte und unechte in echte, wir türmen imposante Zahlenpyramiden über dem Bruchstrich, während im Nenner winzige Zahlen wie verloren dastehen. Wir versuchen den Ansatz mit der Zahl der Arbeiter, mit der Zahl der Arbeitsstunden, mit der Bauzeit. Wir bekommen nur die merkwürdigsten Resultate heraus, deren Unglaubwürdigkeit in die Augen springt. Wir streichen und kürzen, wir nehmen mal und teilen, wir addieren und subtrahieren, aber das Ergebnis sind etweder astronomische oder mikroskopische Ziffern.

In den Augen meines Sohnes leuchtet ein tiefes Mitleid auf.

„Vati, ich rufe Heinz an, er ist unser bester Rechner!"

„Auf keinen Fall", rebelliere ich, „wir werden uns doch nicht so blamieren!"

Der Abend deckt mit dunklen Fittichen die Erde, die Laternen flammen draußen auf der Straße auf. Noch rechnen wir, aber wir haben keinen Mut mehr. Wir wissen, daß wir auf verlorenem Posten kämpfen.

Da geht die Tür. Meine Frau ist von ihren Besorgungen zurückgekehrt.

„Ihr sitzt ja wie begossene Pudel da! Was habt ihr denn?" fragt sie strahlend. Wir heben die Köpfe und sehen sie sorgenvoll an.

„Die verflixte Bruchrechnung!" klärt unser Sohn sie auf.

Gib mal her!" Sie wirft einen Blick auf den Zettel und lacht hell auf, so hell, wie sie nicht einmal als Braut lachte, wenn sie mich von der Bahn abholte.

„Da habt ihr ja einen netten Kohl zusammengerechnet! Das ist doch ganz einfach!" stellt sie mit aufreizender Schnelligkeit fest. Schon hat sie mit kühnem Schwung ihr Hütchen auf das Bett befördert, sich einen Stuhl herangerückt, schon marschieren klare Zahlengruppen auf, schon hat sie verwandelt und gekürzt und schon steht ein einleuchtendes Ergebnis da.

„Seht ihr (dieser höhnische Plural!), so wird das gemacht!"

Zwei Männer sehen sich verdutzt und beschämt an, eine Frau lächelt mütterlich und — überlegen . . .

Kunststück, wo sie im Rechnen immer sehr „stark" war.

Mit Stock und Rute.



Von F. Hörner

Zeichnungen: E. Gürtzig

Wohl über kein Erziehungsmittel gehen die Ansichten so weit auseinander wie über die Strafe, namentlich die körperliche Züchtigung. Während diese von den einen als menschenunwürdig entschieden abgelehnt wird, glauben die anderen, ohne sie überhaupt nicht auskommen zu können. Trotz der scharfen Gegensätze steht fest, daß der Stock heute nur noch sehr selten gebraucht wird.

Nichts beweist die großen Fortschritte auf dem Gebiet der Erziehung und der Zucht besser als eine Rückschau auf ihre Geschichte. Sie ist in gewissem Sinne eine Geschichte des Stockes, der ganze Jahrhunderte beherrschte. War er doch im Mittelalter das wichtigste, ja oft das einzige Erziehungsmittel der Schule und dadurch ihr charakteristisches Symbol. Auf einer viel verbreiteten Abbildung aus dieser Zeit ist der „Schulmeister" in einer sehr bezeichnenden Situation zu sehen. Er sitzt in einem Lehnstuhl, hält in der Linken den langen Stock, in der Rechten ein Buch und zeigt auf eine Stelle, die der vor ihm stehende Schüler zu lesen hat. Das Bild trägt unten folgenden Lehrspruch:

> Durch Gramatic lernet man
> Recht reden, ohne Fehler schreiben,
> Sie zeigt den Ton der Wörter an,
> Und macht, daß sie in ordnung bleiben.
> In allen andern Wissenschaften
> Kan ohne diesen Grund nichts hafften.
> Doch geht es ziemlich sauer ein
> Biß dieses Fundament geleget;
> Es will der Stock gebrauchet seyn,
> Wo sich bey Knaben Faulheit reget.
> Wer was unachtsam übergangen
> Dem wird der Esel*) umgehangen.

Weil man die kindliche Natur nicht kannte, führte man jedes Versagen im Lesen, jedes Vergessen, jede Begriffsstutzigkeit auf Faulheit zurück und behalf sich deshalb ausschließlich mit dem Stock. So verfuhr man in den mittelalterlichen Pfarr-, Kloster-, Dom- und Stiftsschulen. In einer der ältesten Urkunden hierüber, dem Kirchengesetz vom Jahre 804, unter Karl dem Großen, dem machtvollen Förderer des kirchlichen Schulwesens, heißt es: „Alle sollen angehalten werden, das Glaubensbekenntnis, das Vaterunser und die Taufformel zu lernen. Und wer sie alsdann nicht festhält, der soll Schläge bekommen oder ihm alles Getränke entzogen werden außer Wasser, bis er sie vollständig inne hat." Bis zum Ausgang des Mittelalters um 1500 gebrauchte die Schule beim rein gedächtnismäßigen Unterrichtsdrill nicht nur im Lesenlernen, das drei Jahre in Anspruch nahm, sondern auch im Schreiben und Singen häufig die Rute. Sie fand ebenso bei den geringsten Vergehen reiche Anwendung; ja sie war eben das einzige Zuchtmittel.

Unter die Bezüge der Schulmeister im 16. Jahrhundert fiel nach der Schulmeisterordnung von München (1564) das sogenannte Ausstreichgeld. Damit hatte es folgende Bewandtnis: Der Schulmeister stellte sich mit auseinandergespreizten Beinen auf, die Rute in der Hand. Jeder Schüler mußte zwischen den Beinen durchkriechen, wobei er einen Hieb auf das Gesäß erhielt. Das nannte man Ausstreichen und dafür bekam der Schulmeister einen Pfennig — dem Sinne nach sollte diese Gabe wohl eine Entlohnung für die Schulzucht sein.



Zur Unterstützung des Schulmeisters wurde aus der Zahl der Schüler selbst ein Aufpasser bestellt, ein Custos, gewöhnlich „Lupus" genannt, der über die Sitten Aufsicht hielt und besonders darüber wachte, daß keiner deutsch sprach, was in den Kirchenschulen damaliger Zeit als schweres Vergehen angesehen wurde. Die Angezeigten wurden mit Ruten gestrichen.

Die Rute beherrschte die Erziehung auch noch im Zeitalter der Reformation (1500—1600). So bestimmte die „Ordnung der Deutschen Schulen in Lauingen 1566, die Schuelkinder bethreffendt zum Fünfften' folgendes: „Neben dem das sye die kinder in der Schuel nit sollen umblauffen lassen oder schwatzen, auch verordnung thuen, das sy auf der gassen zuchtig sein, auch unnder den sich selber sein friedlich halten und wo dem nit, von den kündern nachgesetz die oberthretter mit der Rueten straaffn." Als einer der eifrigsten Vertreter der körperlichen Züchtigung sagt der Nürnberger Meistersänger Hans Sachs: „Wie das kind darf essen und schlaff, So not ist im ruten und straff . . ." Und: „Wer seinem kind der ruten spart, der haßt sein sun nach feindes art."

Aehnlich urteilt der Wittenberger Reformator Dr. Martin Luther, wenn er über die Schulzucht sagt: „Wo es not tut, muß man auch einmal einen eichenen Butterwecken als geistige Salbe nehmen." Ganz im Sinne Luthers wirkten an den evangelischen Lateinschulen des 16. Jahrhunderts die Schulrektoren Trotzendorf zu Goldberg in Schlesien, Johannes Sturm zu Straßburg, Hieronymus Wolf in Augsburg u. a. Religion und Latein waren die beiden Hauptgegenstände der Unterweisung. Eines der bedeutsamsten Gesetze der Goldbergschen Schule betraf die Strafe, die nach Wichtigkeit des Verbrechens ausgestellt werden sollte, entweder mit der Rute oder mit dem Karzer.

Um an Achtung bei den Schülern nicht zu verlieren, führten die Jesuiten in ihren Schulen keine körperliche Züchtigung selber aus. Das Schlagen war Sache eines eigenen Zuchtmeisters.

Nach dem Dreißigjährigen Krieg erhoben sich öffentlich „gründliche Bedenken gegen Mißbräuche in den Schulen", namentlich gegen die Körper-

---

*) In der Schulstube hing das Bild eines Esels oder Eselskopfes, auf ein Brett gemalt oder ausgeschnitten, der sogenannte asinus. Der Letzte der Klasse mußte bei Beginn eines jeden Schultages sich ihn umhängen, nach ihm jeder, der Deutsch redete oder sonst sich gegen die lateinische Sprache verging.

strafe für lernschwache Kinder. In dem Bemühen, möglichst gerecht zu strafen, bestimmt die „Instruktion für die Schuellmeister des Decanats Laufen 1675" folgendes: „Da eines, od. ds. andre im aufsagen, schreiben od. Rechnen fählet oder aber gahr nichts khan wohl In obacht nemben, ob Solches auß Härtigkeit des Khopfs, und Verstandts oder auß Faull- od. Hinlessigkheit herkhome, Umb damit ihnen in der Straff etwas möge nachgegäben, disse hingägen desto mehr Züchtiget Und zu Bessern Fleiß vermöget werden." Noch schärfer verurteilt die Schulordnung des Magisters Thomas Resch bei St. Anna in Augsburg 1690 die übermäßige Belastung des Gedächtnisses und die damit verbundene häufige Anwendung der Rute. Von einer Beschränkung des Lernstoffes auf „das beste und nothwendigste" erhofft er, daß „gewißlich das meiste hinfallen und außgeschätzet werden müssen, was man



an vielen Orten bißher mit großem Zwang hat pflegen müssen".

Von größtem Einfluß auf die weitere Entwicklung oder Pädagogik waren die Entdeckungen und Erfindungen während des ausgehenden Mittelalters. Die Sachkenntnis trat in den Kampf wider das Wortwissen, wie es im 16. und 17. Jahrhundert von den Vertretern der reinen Menschlichkeit, den sogenannten Humanisten durch den Unterricht in den alten Sprachen gelehrt wurde. Die pädagogischen Reformbestrebungen des 17. und 18. Jahrhunderts verdrängten den bloßen Gedächtnisdrill aus der Schulstube und damit den Gebrauch der Rute als Lernmittel. Gleichzeitig erhoben sich energische Stimmen gegen Ueberschreitung des Strafmaßes, insbesondere gegen rohe und grausame Schläge. So verfügte die „Schul- und Zuchtordnung für Teutsche und Lateinische Schulmeister und Kinder etc. München 1682, renoviert 1738", „daß die Schulmeister gegen allen Kindern insgemein ein durchgehend gleiche Christl. Lieb erzeigen sollen / und darneben ernsthafft / doch nit zu streng in Straffen seyn / auch die Ungeschlachten und Hinläßigen mehr mit Gedult / Sanftmuth / und offentlichem Lob der Fleißigen auffmuntern / sonderlich aber des Schlagens zum Kopf / und in den Rücken / auch Haaräuffens / wie nicht weniger aller Schmachwort sich gänzlich enthalten / und in Abstraffung der Jugend sich der Ruthen mit Bescheidenheit gebrauchen / die Mägdlein von den Knaben absonderlich straffen." Unter dem Wahlspruch „Alles ohne Zwang" verlangte der Pädagoge Ratichius, daß man „die Jugend zum lernen / oder umb lernens willen nicht schlagen soll. Denn man hat andere Mittel / die soll man brauchen / durch Zwang und Schläge verlaidt man der Jugend die Studia / daß sie dem Studieren feind wird. Es ist auch wider die Natur..." Der „pädagogische Seher" und „Prophet der Schule" Comenius, äußert in seiner Didactica magna (Große Unterrichtslehre) über die Schulzucht (Disziplin) u. a. die Ansicht, daß eine Schule ohne Zucht eine Mühle ohne Wasser sei. „Daraus folgt indessen nicht, daß die Schule voll sein müsse von Wehgeschrei und Schlägen, sondern vielmehr von Wachsamkeit und Aufmerksamkeit von Seite der Lehrenden und Lernenden. Wenn einer von so unglückseliger Gemütsart ist, daß die sanftere Behandlung nicht ausreicht, so muß zu stärkeren Mitteln geschritten werden, damit nichts unversucht gelassen werde. Vielleicht dürfte bei manchem auch heute noch gelten, was man zu sagen pflegt: „Ein Phrygier läßt sich nur durch Prügel bessern."

Genau so unfaßbar uns die harte Prügelstrafe in den Kirchenschulen des Mittelalters erscheint, so können wir es auch nicht begreifen, daß die protestantischen Theologen, die sogenannten Pietisten des 18. Jahrhunderts unkindliche und weltferne Erziehungsformen, wie harte Zucht, Verbot jedes Spieles und jeder Freiheit mit einem gefühlsmäßigen Christentum vereinbaren konnten. Einer der Hauptvertreter dieser Richtung, der Pfarrer und Professor August Hermann Francke in Halle urteilt über die „Erziehung der Kinder zur wahren Gottseligkeit" folgendermaßen: „Einige sind der Meynung, man soll die Kinder nur bloß durch liebreiches Ermahnen zurechte bringen, und wollen nicht gestatten, daß man sie mit Ruthen oder sonst etwas scharff züchtigen sollte, wenn die Worte nicht hinlänglich scheinen. Die Erfahrung ist aber hierinnen der beste Lehrmeister, daß man die Ruthe nicht gar von der Kinder-Zucht verbannen könne, zum wenigsten, wenn die Kinder schon verzärtelt, alt, und in ihren eigenen Willen schon verstärkt sind, und so lange, biß sie sich selbsten überwunden haben, und ohne Zwang einer liebreichen Anführung folgen." — Die Pietisten bereiteten durch ihren Uebereifer in religiösen Andachtsübungen unbewußt und ungewollt den Boden für die von England und Frankreich her ausgestreute Saat der „Freidenker", die glaubten, mittels der Vernunft allein die Menschheit zu einem tugendhaften, glückseligen Leben führen zu können. Das Handeln sollte vor allen durch den irdischen Nutzen bestimmt werden. Der neue Geist der „Aufklärung" verwarf die Körperstrafe in der Erziehung nahezu ganz. Leidenschaftliche Entrüstung über den Stock spricht aus dem pädagogischen Werk „Einige Gedanken über Erziehung", verfaßt von dem englischen Arzt John Locke. Darin sagt er an einer Stelle von der Züchtigung: „Der gewöhnliche und träge Weg durch Züchtigung, der Stock, das einzige Mittel der Erziehung, daß die Lehrer gemeinhin kennen und anzuwenden bedacht sind, ist das unpassendste



von allem, was in der Erziehung vorkommt..."

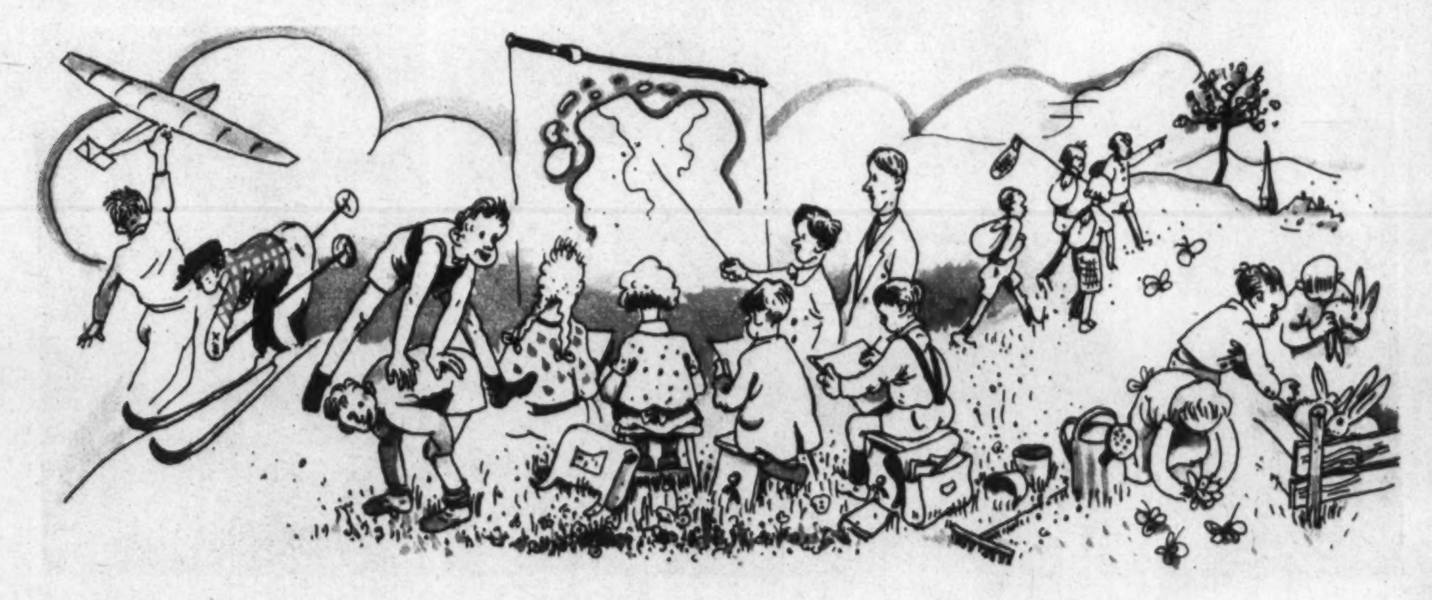
Der eigentliche „Pädagoge der Aufklärung" im 18. Jahrhundert war der Franzose Jean Jacques Rousseau, bekannt durch seinen Erziehungsroman „Emil", den er selbst „Grillen eines Träumers über Erziehung", Goethe aber das „Naturevangelium" nannte. Erbarmungslos enthüllt er darin die Schäden der bisher üblichen Erziehungsweise, und in hinreichender Begeisterung tritt er ein für die Rechte der Kindheit und für eine naturgemäße Erziehung des werdenden Menschen, indem er u. a. den bemerkenswerten Rat erteilt: „Gib deinem Zögling keinerlei Lehre in Worten: er soll seine Lehren nur durch die Erfahrung erhalten; verhängte keinerlei Strafe über ihn; denn er hat das Bewußtsein der Straffälligkeit noch nicht. Laß ihn nie um Verzeihung bitten; denn er kann dich ja nicht beleidigen. Da seinen Handlungen jeder sittliche Charakter fehlt, kann er nichts sittlich Böses tun, was Züchtigung oder Zurechtwei-

sung verdiente." — Die Ideen Lockes und Rousseaus wurden in Deutschland besonders von jenen Männern verbreitet, die sich selbst gerne als Philantropen oder Menschenfreunde bezeichneten. Durch sanfte, milde Behandlung suchten sie die Jugend zu erziehen; alles Lernen sollte sich spielend und mühelos gestalten. Die irdische Glückseligkeit galt als Erziehungsziel. Der Begründer dieser neuen pädagogischen Richtung war Johann Bernhard Basedow, der Leiter des berühmten „Philantropius", einer Erziehungsanstalt zu Dessau, in der „Reiche für viel Geld zu Menschen, Aermere für wenig Geld zu Schullehrern" gebildet werden sollten. Aus der Ueberzeugung, daß von allen Fehlern und Untugenden seiner Zöglinge der Erzieher den Grund in sich selber suchen müsse, verwarfen Basedow und seine Mitarbeiter, wie Campe und Salzmann, die Strafe als Unterrichts- und Erziehungsmittel überhaupt, also auch Stock und Rute. „Allen Zwang, um den Schulfleiß zu befördern, muß ich als eine höchst schädliche Sache widerraten, denn die Tyrannei der Strafe, wodurch der Zwang gewöhnlich ausgeübt wird, verfehlt gänzlich ihren Zweck. Zur Zeit der Angst, des Verdrusses und Unwillens ist schlechterdings kein zweckmäßiger Gebrauch der Seelenkräfte möglich," so urteilt Basedow über die Bestrafung.

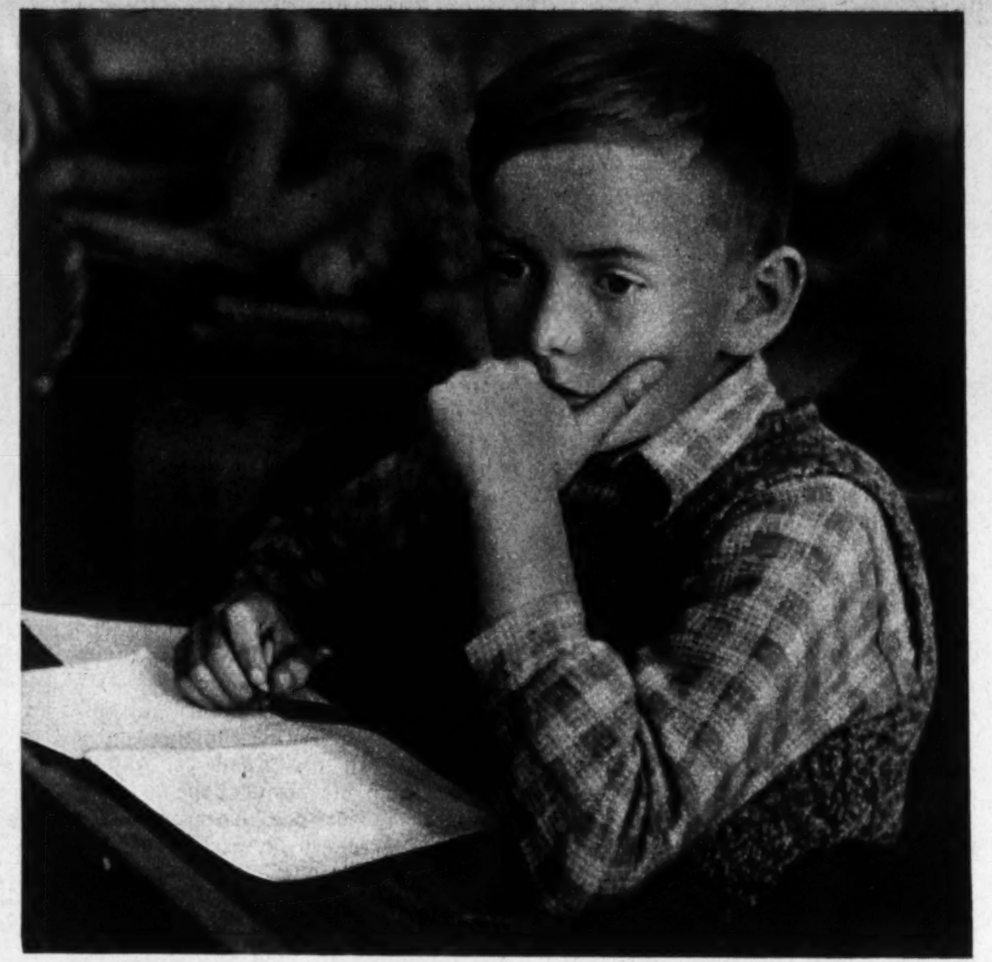
Den gleichen Standpunkt vertrat auch Salzmann im „Krebsbüchlein oder Anweisung zu einer unvernünftigen Erziehung der Kinder, eine Schutz- und Bittschrift für die armen, wehrlosen Kinder, deren viele durch die Unwissenheit und Unvorsichtigkeit der Eltern um ihre vergnügten Stunden, um Jugend, Gesundheit und Leben gebracht werden", und im „Ameisenbüchlein oder Anweisung zu einer vernünftigen Erziehung der Erzieher". Zu welchen Irrtümern und Fehlgriffen in der Erziehung der Verzicht auf jede Strafe führen kann, das zeigt der in den philantropischen Anstalten gebräuchliche Flegelorden für ungezogene Knaben deutlich. Die Bleimedaille trug auf der Rückseite die bedenkliche Inschrift „Der unverdrossenen Ausdauer die gebührende Auszeichnung".

Der größte Menschenfreund unter den Pädagogen war zweifellos Johann Heinrich Pestalozzi, der um die Wende des 18. Jahrhunderts dem gesamten Erziehungswesen das entscheidende Gepräge rein menschlicher Bildung auf der Grundlage einer naturgemäßen harmonischen Entwicklung aller Kräfte gab. Er trachtete vor allem danach, den Kindern der „Armen und Niedrigen" des Volkes mit der selbstlosesten Hingabe zu ihren „Menschenrechten" zu verhelfen. Welch große Kluft aber dennoch zwischen Ideal und Wirklichkeit zuweilen bestand, das sehen wir aus dem Bericht seines Mitarbeiters, des Lehrers Ramsauer, der über Pestalozzis Unterricht u. a. folgendes offen bekennt: „So strenge Pestalozzi jederzeit seinen Gehilfen jede körperliche Strafe verboten hatte, so wenig unterließ er dieselbe in der Schule und gab gar oft rechts und links Ohrfeigen." Der Geist der opferfähigen Liebe, den Pestalozzis Gedanken in die Erziehung brachte, änderte das Schulwesen in vielen Ländern nach allen Seiten hin, somit auch auf dem Gebiet der Zucht. Das beweist ein „Aufruf des General-, Schul- und Studien-Direktoriums an alle Geistlichen Bayerns, der oberen Pfalz und des Herzogtums Neuburg, die den hohen Beruf ihres Standes kennen, fühlen und lieben. 11. Januar 1803". Es wird darin u. a. gefordert: „Wachet endlich, daß die Jugend human behandelt, ihren Fehlern vorgebeugt, durch ungerechte Strafen nicht mißhandelt und verzogen werde." Was Pestalozzi von sich selber behauptete, nämlich „daß er den europäischen Schulwagen umgekehrt und in ein anderes Geleise gebracht habe," das bewahrheitete sich vollauf in den Wirkungen, die von seinen überaus fruchtbaren Anregungen in Lehre und Tat ausgingen und sich zum größten Teile über das ganze 19. Jahrhundert erstreckten. Wohl die entscheidenste äußere Folge seiner Arbeit war die Verstaatlichung des Volksschulwesens in vielen europäischen Ländern.

Mit und durch Pestalozzi kam in die Erziehung des Kindes die wahre Menschenliebe. Sie erfaßte auch die Schulzucht, die im „Allgemeinen Regulativ für die Bildung der Schullehrer" vom Jahre 1809 ein besonderes Lehrfach bildete. Diese Verordnung bestimmte: „Der Unterricht über die Schuldisziplin oder über angemessene Behandlung der Schüler rücksichtlich ihrer Erziehung ist allerdings als eine notwendige Aufgabe des Schullehrer-Seminars mit aufzunehmen, inwiefern der künftige Volksschullehrer mit der Kunst des Unterrichtens auch die des Erziehens seiner Schüler, soweit das letztere in der Schule zu erreichen ist, verbinden soll." Außerdem wurde das Züchtigungsrecht des Lehrers gesetzlich geregelt und künftig vom Staat überwacht. Etwaige Ueberschreitungen wurden unter behördliche und gerichtliche Strafe gestellt. Wenn der Stock auch später noch manchmal, mitunter zu rasch und zu viel, in der Schule gebraucht wurde, sank doch seine Herrschaft immer mehr. Er ist fast zum historischen Erinnerungsbild geworden. Heute hängt in der Schulstube an der Wand nicht mehr das Rutenbündel von einst, das die Kindesseele in ständiger Angst erzittern ließ. Auch der Stock ist aus Kasten und Schrank verschwunden. Ebenso hat sich die Gestalt des Lehrers gewandelt. Aus dem frühen Zucht- und Schulmeister ist heute der Erzieher geworden, der seine Erziehungsmethoden auf den künftigen Bürger des Staates abgestellt hat und die nötige Zucht mit anderen Mitteln als nur mit dem Stock aufrechtzuerhalten weiß.



Von Musterschüle
und Faulpelze



Der Nachdenkliche

Weit verbreitet ist die Meinung, ein Kind, das während seiner Schulzeit stets gute oder sogar sehr gute Zeugnisse aufzuweisen hat, also ein sogenannter „Musterschüler" ist, müsse unbedingt ein „Streber" sein.

Wer aber als Klassenlehrer viele Klassen geführt hat, weiß, daß es unter den Schülern nur selten einen gibt, den man einen „Streber" nennen könnte. Wenn ein Kind als Streber bezeichnet werden soll, so muß es schon übermäßig ehrgeizig und übermäßig fleißig sein. In seinem Verhalten muß sich etwas Unangenehmes bemerkbar machen. Ein Streber sondert sich von seinen Mitschülern bewußt ab, beobachtet sie kritisch, klatscht gelegentlich und nutzt sie für seine ehrgeizigen Pläne geschickt aus. An die Lehrkräfte sucht er sich in geschickter Weise „heranzumachen", nicht nur dadurch, daß er gute Arbeiten abliefert und während des Unterrichts kluge Antworten gibt, sondern daß er versucht, mit dem Lehrer oder der Lehrerin in der Pause oder vor oder nach dem Unterricht zu sprechen. Entweder erzählt er, was er alles gelesen und gearbeitet hat, oder was er alles noch wissen möchte, daß er Ferien gar nicht haben mag, sondern viel lieber zur Schule geht. Manche Kinder sind sogar schon im ersten Schuljahre fähig, mit geradezu raffinierter Geschicklichkeit das dem Lehrer zu sagen, was er sicher gern hören mag. Es sind allerdings nicht immer Streber, die diese Fähigkeit haben, sondern oft Allerweltsfreunde, weil sie jedem Menschen das erzählen, was ihm angenehm ist.

Geborene Streber sind recht selten. Sie müssen von sich aus nur den Ehrgeiz kennen. Freundschaft und Geselligkeit muß ihnen Nebensache sein. Für sie gibt es nur die Freude des Vorwärtskommens, ganz gleich durch welche Mittel. Es ist ihnen gleichgültig, ob sie sich durch ihr Verhalten in der Klasse verhaßt machen, wenn sie nur das beste Zeugnis erringen.

Derartige Menschen bleiben ihr ganzes Leben lang Streber. Sie sind eben ihrer ganzen einseitigen Veranlagung nach Strebernaturen. Duldsamkeit, Freundschaft, Mitleid, Gemeinschaft, Kameradschaft, all das bedeutet ihnen nichts. Sie sind im allgemeinen wohl klug genug, den Schein der Kameradschaft und der Freundschaft zu wahren, wenn sie glauben, dieses Verhalten sei für sie vorteilhafter. Aber im gegebenen Augenblick scheuen sie nicht davor zurück, „über Leichen zu gehen", wie man zu sagen pflegt. Nichts gilt, als nur ihr Vorteil, ihr Erfolg, ihr Aufstieg.

Aber derartige einseitige, kalt rechnende Strebernaturen sind zum Glück selten. Manche Kinder machen den Eindruck, als seien sie Streber. Aber

Der fiktu





...hülern, Strebern
...sei...

Von Erna Kiehn

Aufnahmen: Walter Remmel und Erna Kiehn



Die Ordnungliebende

wenn man sie genauer beobachtet, vor allem aber, wenn man Gelegenheit hat, mit den Eltern zu sprechen, dann wird klar, daß die Eltern das Kind antreiben. Die Eltern peitschen das Kind vorwärts, lassen dem Kinde keine Ruhe, bis es gute und beste Zensuren erkämpft hat. Die Eltern wollen um jeden Preis erreichen, daß ihr Kind mehr lernt, als sie selbst gelernt haben. Es soll im Leben weiterkommen, als sie selbst gekommen sind.

Es ist natürlich sehr zu begrüßen, wenn die Eltern regen Anteil an den Arbeiten ihres Kindes nehmen, wenn sie seine geistige Entwicklung dadurch zu fördern suchen, daß sie mit ihm zusammen ein Buch lesen, Spaziergänge, Ausflüge oder Reisen mit ihm machen, es in Gesprächen zum Nachdenken anregen. Es gibt ja so viele Möglichkeiten, das Interesse, das ja fast allen Kindern eigen ist, wachzuhalten und zu fördern.

Ganz verkehrt aber ist es, Leistungen von einem Kinde zu erzwingen, zu denen es nicht fähig ist. Wenn ein Kind vom Unterricht ermüdet nach Hause kommt, dann soll man nicht sofort wieder mit ihm lernen wollen. Es muß sich erst einmal entspannen. Es braucht zur Wiederherstellung seiner Spannkraft erholsame Pausen, in denen es sich dem Spiel hingibt oder völlig ausruht. Gerade ein Kind kann nicht immer dasselbe tun. Es bedarf der Abwechslung. Es muß Zeit zum Spielen haben, weil im Spiel ganz andere Kräfte tätig sind, vor allem die schöpferische Phantasie und die Freude am eigenen Schaffen, die sonst verkümmern. Wenn dem Kinde immer vorgeschrieben wird, was es tun muß — jetzt muß es lesen üben, dann rechnen, dann abschreiben —, so muß es in seiner Entwicklung gestört werden, weil es nie tun darf, was es möchte. Es kann ja nie das zum Ausdruck bringen, was in ihm lebt. Wenn ihm eines Tages, vielleicht in den Ferien, nicht mehr gesagt wird, was es tun soll, sitzt es gelangweilt da. Es fällt ihm nichts mehr ein, weil es innerlich leer geworden ist. Alles eigene Erleben, alle eigenen Interessen sind abgetötet. Wenn es sich doch einmal äußert, verbieten die Eltern ihm das Spiel: „Du weißt auch nichts als Albereien. Such dir lieber Muscheln und rechne damit."

Soll ein Kind denn immer nur lernen? Gewiß soll es sich ständig weiterentwickeln, körperlich, geistig und seelisch. Aber eine harmonische Entwicklung ist niemals zu erreichen, wenn ein Kind täglich wieder und immer wieder zum Lernen, zum Ueben gezwungen wird. Eine gesunde Entwicklung ist viel eher möglich, wenn ihm soviel freie Zeit zur Verfügung gestellt wird, wie irgend

Der ...fikus





möglich, in der es tun darf, was es will, entweder draußen herumtoben oder still in einer Ecke sich mit seinem Baukasten beschäftigen, etwas basteln, malen oder zeichnen, auch Tiere oder Pflanzen beobachten und pflegen. Durch diese Beschäftigung und Tätigkeit in der Freizeit wächst das Kind ja auch und gewinnt Kräfte, die sich in seinen Pflichtarbeiten wieder günstig auswirken. Mit Gewalt erzwingen läßt sich nichts. Es muß doch alles Zeit zum Wachsen haben.

Damit soll natürlich nicht gesagt werden, daß die Eltern sich überhaupt nicht um die Schularbeiten kümmern sollen. Es würde eine Verwöhnung bedeuten, die nie wieder gutzumachen ist, wenn ein Kind *immer* tun wollte, wozu es gerade im Augenblick Lust verspürt, wenn es jede ihm unangenehme Arbeit hinwerfen und davonlaufen dürfte. Selbstverständlich müssen gestellte Aufgaben unbedingt erledigt



Der Begabte

werden und zwar am besten am frühen Nachmittag nach einer kurzen Erholungspause. Aber die Eltern dürfen nicht verlangen, daß die Arbeiten stets ganz tadellos ausfallen müssen. Sehr oft ist es ja so — und das gerade im ersten Schuljahr — daß die Eltern die mühselig geschriebenen Buchstaben und Ziffern auf der Tafel wieder und wieder auswischen. Der kleine Abc-Schütze muß die Reihen noch einmal und noch einmal schreiben. Die Eltern vergessen, welch ungeheuer große Anstrengung für das kleine Kind gerade die ersten Schreibversuche bedeuten. Wie leicht zerstören die Eltern, die die Leistung ihres Kindes mit einem verkehrten Maß messen, die Lust zur Schule und die Freude an der Arbeit für immer durch dieses grausame Auswischen im ersten Schuljahre. Die Eltern müssen zufrieden sein, wenn die gestellten Aufgaben erfüllt sind und dann dem Kinde Zeit zum Spiel geben. Das Spiel ist für das Kind eine Notwendigkeit, die durch keine andere Tätigkeit ersetzt werden kann. Ein Kind muß spielen, wenn es sich gesund entwickeln soll. Ein Kind ist eben ein Kind, für das besondere Lebensgesetze gelten. Es ist kein kleiner Erwachsener, wie leider so oft irrtümlich angenommen wird.

Glücklicherweise bedürfen viele Kinder auch nicht der strengeren Aufsicht der Eltern über ihre Schularbeiten. Bei ihnen geht alles von selbst. Sie sind an die geordnete Einteilung des Tages gewöhnt. Wie sie rechtzeitig aufstehen und ihre Mahlzeiten einnehmen, so erledigen sie ihre Arbeiten pünktlich, nutzen ihre Freizeit ausgiebig aus und kräftigen sich in einem ausreichenden, tiefen Schlaf.

Wenn diese an ein geordnetes Leben gewöhnten Kinder auch nur durchschnittlich begabt sind, dann werden sie zu den *erfreulichen* „Musterschülern". Die Forderungen, die in der Schule gestellt werden, sind ja nicht übermäßig hoch. Für wirklich begabte Kinder reichen sie erfahrungsgemäß nicht aus. Die langweilen sich in der Schule, passen daher oft nicht auf, bringen manchmal infolgedessen schlechte Arbeiten zustande, die allerdings dann wieder von hervorragenden Arbeiten abgelöst werden. Aber die geordneten, durchschnittlich begabten Kinder, die keine starken eigenen Interessen haben, die sie von den gestellten Aufgaben der Schule ablenken, passen eben immer auf, weil es ihnen keine besondere Mühe macht, weil es ihnen selbstverständlich ist. Sie wissen daher auch immer Bescheid und üben im Hause soviel wie nötig ist, um gute Arbeiten zu schreiben. Sie sind immer freundlich und gleichmäßig in ihrer Stimmung und in ihrer Arbeitskraft. Sie sind eben gesunde, harmonisch entwickelte Kinder, die ohne besondere Anstrengung Gutes leisten. Sie sind überall beliebt, bei den Mitschülern sowohl wie bei den Lehrern, weil sie in ihrem Verhalten und in ihren Leistungen gleichmäßig, frisch, einfach und zuverlässig sind.

Unter den „Faulpelzen" finden sich ganz verschiedene Arten von Veranlagungen. Nur sehr wenige sind wirklich faul. Es gibt allerdings tatsächlich Kinder, die so stumpf sind, daß sie stundenlang völlig untätig auf ihrem Platze in der Schule sitzen können. Diese Kinder „dösen" vor sich hin, sind nie wirklich wach und alles, was in der Klasse gesprochen wird, geht an ihnen vorbei, ohne daß es von ihnen aufgefaßt wird. *In* ihnen geht aber auch nichts vor. Sie haben keine Einfälle, haben daher auch kaum je den Wunsch, sich irgendwie zu äußern. Selbst in der Turnstunde, die doch sonst bei den Kindern sehr beliebt ist, versagen sie und bewegen sich so wenig wie möglich, ohne Lust- und Freudeempfindung. Zureden und ermutigen nützt bei diesen Kindern kaum etwas. Sie haben gar nicht den Trieb, vorwärtszukommen. Sie wollen am liebsten in ihrem „Dämmerzustand" belassen bleiben, dem sie auch kaum in der Schule zu entreißen sind. Da müßte schon der Arzt eingreifen, denn diese unkindliche Lustlosigkeit beruht sehr häufig doch auf irgendwelchen Entwicklungsstörungen oder Schwächezuständen schwererer Art. Die Kinder halten sich auch schlaff, haben oft einen runden Rücken, müde, glanzlose Augen, blasse Gesichtsfarbe. Pädagoge und Erzieher allein haben hier wenig Erfolg.

Zu den wirklich faulen Kindern könnten noch die Querköpfe gerechnet wer-



Der nicht sehr Beliebte

den, die nie Lust haben, gerade das zu arbeiten, was sie sollen. Diese abartigen (psychopathischen) Kinder fallen schon sehr frühzeitig im ersten Schuljahre auf. Sie müssen immer noch in die Schule gebracht werden, wenn alle andern Kinder schon lange allein kommen. Sie können sich nicht von den Eltern trennen, und die Eltern sich nicht von ihnen. Wenn alle Mitschüler die Tafel unter großem Jubel herausnehmen, weil sie das, was eben erzählt und besprochen worden ist, malen dürfen, so malen sie etwas anderes oder packen die Tafel wieder weg, weil sie keine Lust haben. Wenn der Lehrer mit den Kleinen auf den Schulhof geht, um mit ihnen im Kreis zu spielen, wollen sie nicht mitspielen, sondern sich ab, spielen allein oder stehen lauernd und lustlos beiseite. Dieses auffallende, merkwürdige Verhalten ist Ausdruck von ungünstigen Anlagen und von Erziehungsschäden. Diese eigenartigen Kinder, die sich nicht einordnen können, sind im allgemeinen einzige Kinder kränklicher Eltern. Sie sind sich selbst und ihrer Umgebung eine Last und gelangen kaum je zu brauchbaren Leistungen, obgleich der Lehrer immer wieder den Eindruck hat, sie könnten, wenn sie wollten; aber sie können eben nicht wollen.

Eine andere Gruppe von Kindern wird täglich von ihren Eltern, vor allem von der Mutter, ermahnt, ja recht fleißig zu sein. Diesem täglichen Antreiben sind in erhöhtem Maße die Kinder ausgesetzt, die in der Schule versagen, weil sie wegen mangelnder Begabung dem Unterricht nicht zu folgen vermögen. Hier sind diese Ermahnungen eigentlich nicht am Platze; denn viele der Schwachbegabten sind nicht faul. Sie sind immer in Tätigkeit, malen oder schreiben ab. Sie suchen sich immer eine Beschäftigung, die sie leisten können, wenn der Begabungsmangel sie hindert, dem eigentlichen Unterricht zu folgen. Sie können die Aufgaben in der Rechenstunde nicht ausrechnen, aber sie schreiben sie ab, einmal, zweimal, während die Mitschüler mit der Lösung beschäftigt sind. Sie können nicht nachlesen, weil sie die Lesefertigkeit nicht erworben haben, aber sie blättern in der Fibel und sehen sich die Bilder an. Derartig tätige Kinder kann man ja eigentlich nicht faul nennen. Es ist in diesen Fällen immer recht schwer, den Eltern klarzumachen, daß das Kind nicht gestraft und gescholten werden darf, weil es ja leistet, was es zu leisten vermag. Es will wohl arbeiten, kann aber nicht, weil die Fähigkeiten zu gering sind. Hätte der Lehrer immer die Zeit, um diesen Schülern besonders leichte Aufgaben aufzuschreiben, sie vorn in der Fibel lesen zu lassen, dann wären sie mit Eifer dabei. Dafür ist aber in einer Normalschule keine Zeit vorhanden. Die schwachbefähigten Kinder müssen also so früh wie möglich den sogenannten „Hilfsschulen" zugeführt werden. Da finden sie die Aufgaben, die ihnen angemessen sind, fühlen sich nicht mehr zurückgesetzt, sondern erleben täglich die Freude, daß sie auch etwas zu leisten vermögen, während sie in der allgemeinen Volksschule immer wieder erfahren müssen, daß sie trotz ihres guten Willens nie etwas können, beiseitegeschoben, von den Mitschülern gehänselt werden und versagen. In der Volksschule ist nicht der Platz für sie. Da müssen sie durch die täglichen Enttäuschungen mutlos und verbittert werden, während sie in der Hilfsschule zu brauchbarer Mitarbeit gelangen können.

Andere Kinder, die einem Lehrer, der die Klasse erst übernimmt, zunächst als „faul" erscheinen können, sind die Kinder, die sich nie oder nur sehr selten melden. Sie machen den Eindruck, als wären sie unbeteiligt und wüßten nichts. Fragt man sie aber, so überraschen sie durch ihre guten, oft klugen Antworten. Sie sind dem Unterricht wohl gefolgt, haben ihre Hausaufgaben fleißig gelernt. Sie melden sich nicht, weil sie so schüchtern sind, daß sie sich nicht aus sich herauswagen. Der Lehrer muß für diese Kinder sich etwas mehr Zeit nehmen. Sie brauchen Zeit zum Ueberlegen und zur Sammlung. Leider muß der Lehrer, wenn er in übervollen Klassen unterrichten muß, darauf bedacht sein, daß die Antworten Schlag auf Schlag fallen, weil ja möglichst jedes Kind in einer Stunde angenommen werden soll. Wie soll er da herumkommen, wenn er für jedes Kind sich mehr als eine Minute Zeit nehmen wollte. Die Schulstunde hat doch nur 45 Minuten und seine Klasse ist von 40, 50 oder mehr Kindern besetzt! Und



Der Schüchterne

er soll doch auch nicht nur fragen, sondern auch neuen Stoff möglichst interessant an die Kinder heranbringen! Aber diese Schüchternen sind es doch wert, sich ihnen etwas länger zu widmen. Sehr oft sind feine, tiefempfindende Charaktere unter ihnen, die sich später zu tadellosen, selbständig arbeitenden jungen Menschen entwickeln.

Unter den Faulpelzen finden sich hin und wieder, wenn auch wohl verhältnismäßig selten, hochbegabte Kinder, die nur kein Interesse für die schulischen Forderungen zeigen. Sie sind trotz ihrer großen Fähigkeiten stets nahe daran, sitzenzubleiben. Sie überraschen gelegentlich durch hervorragende Arbeiten auf außerschulischen Gebieten. Manchmal sind es Arbeiten technischer Art. Es gibt unter den „faulen" Schülern in den Oberschulen hin und wieder



Die überall Beliebten

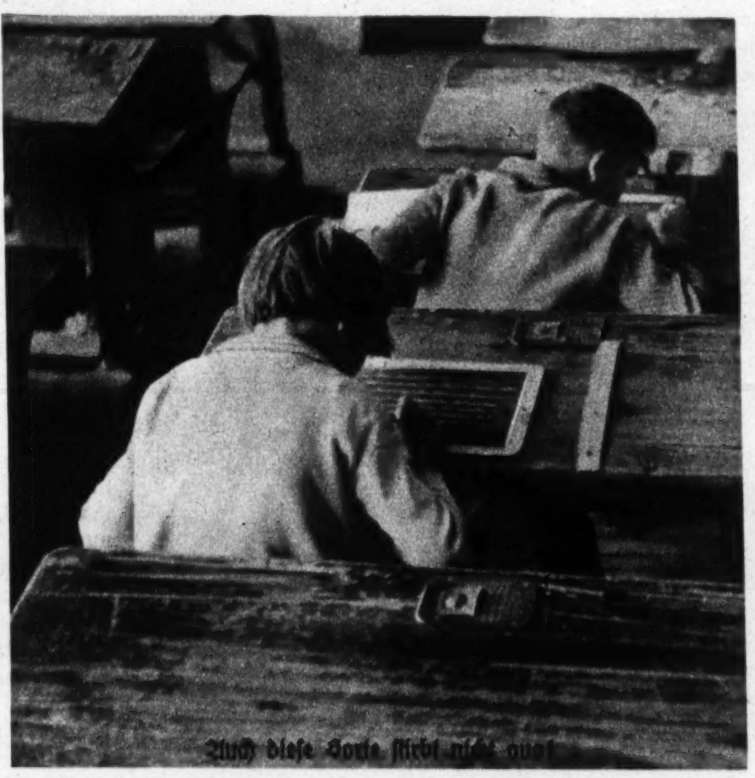
einen, der über eigene Forschungen in einem Spezialgebiet verfügt und sich beachtenswerte Fachkenntnisse erworben hat. So hörte ich vor einiger Zeit von einem Schüler, der in der Klasse recht ungünstig stand, der sich aber ganz besondere Kenntnisse in der Vogelkunde erarbeitet hatte und eine große Eier- und Balgsammlung sein eigen nannte. Alle Ferien hatte er in dem Wochenendhäuschen der Familie an der Nordsee verbracht und über viele Jahre hinaus die Vögel dort beobachtet. Als ihm dann erlaubt wurde, über dieses Sondergebiet eine Arbeit zu schreiben, war das Kollegium über diese umfassende, sorgfältige Arbeit hocherfreut. Der Schüler hatte bewiesen, daß er zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit mindestens ebenso fähig war, wie der größte Teil der Mitschüler. Er konnte also ohne Bedenken zum Abiturium zugelassen werden.

Es ist ja bekannt, daß auch manche Dichter, Erfinder und Forscher in der Schule als Dummköpfe oder Faulpelze gescholten wurden. Sie hatten sich eben während der Schulzeit als faul und unbegabt gezeigt. Vielleicht gehörten sie zu den spätreifen Kindern, deren Begabung erst spät zur Entwicklung kommt, oder aber ihr Innenleben war auch schon als Kind so reich, daß sie für die Aufgaben der Schule kein Interesse zeigten, sondern ihren eigenen Gedanken und Einfällen nachgingen, anstatt auf die Worte des Lehrers zu hören.

Die meisten versagenden („faulen") Schüler aber bleiben nicht deshalb zurück, weil sie von ihrem schöpferischen Innenleben am Aufpassen gehindert werden oder weil sie stumpf und träge sind oder nicht aufpassen können, sondern weil ihnen eine bestimmte Fähigkeit, die zum Lernen unbedingt erforderlich ist, fehlt. Diese Schüler — und das sind leider in jeder Klasse eine recht beträchtliche Reihe — können sich das, was der Lehrer darstellt, nicht plastisch vorstellen. Der Lehrer müht sich ab, möglichst anschaulich zu unterrichten, überlegt sich wieder und wieder, wie er einen neuen Stoff lebendig zu gestalten vermag. Es gelingt ihm auch, die Kinder zu interessieren, sie mitzureißen. Alle hängen an seinem Munde. Die Augen leuchten. Die Stunde ist ihm gelungen! Aber dann ...?

Bei vielen ist doch nichts haftengeblieben. Sie haben wohl zugehört, mit Spannung den Fortgang verfolgt, aber sie haben nicht die geistige Kraft, daß sie das Gehörte sich auch wirklich vorzustellen vermögen. Es nütze nichts zu sagen: „Du mußt besser zuhören". Am Zuhören liegt das Versagen nicht. Sie haben alles gehört, hätten es im Augenblick auch nachsagen können; aber sie sehen es nicht vor Augen und gewinnen keinen Eindruck. Es wäre auch falsch, dem Lehrer einen Vorwurf zu machen, er wäre doch nicht anschaulich genug gewesen. Es wäre unsinnig zu verlangen, daß ein Lehrer Tag für Tag, Stunde für Stunde über eine so gewaltige Gestaltungskraft verfügen solle, daß er auf alle Kinder zu wirken vermöchte. Und hätte er sie, so würden doch viele Kinder versagen, eben die, die den Begabungsmangel haben, daß sie vom Gehörten nicht zur Vorstellung gelangen können. Viele von diesen Kindern sind gar nicht dumm, wenn man die reine Intelligenz prüft; aber sie können keine Eindrücke gewinnen. Wenn sie eine Geschichte hören, aber auch wenn sie sie selbst lesen, vermögen sie sie nicht wiederzuerzählen. Sie wollen sie entweder halbauswendig gelernt herplappern oder bringen nur ganz dürftig ein paar Tatsachen. Selbst von einer Reise, von einer Wanderung mit Kameraden kehren sie leer zurück und erzählen den Eltern und Geschwistern kaum etwas. Auf Befragen geben sie nur an, wann sie aufgestanden sind, was und wieviel sie gegessen haben, wie weit sie gewandert sind, wo sie die Bahn erreicht haben und ähnliche uninteressante Tatsachen. Dabei sind diese Kinder nicht etwa stumpf. Sie sind auch keine Duckmäuser. Sie sind meist recht gesprächig, haben allerlei Augenblickseinfälle, die, wenn sie auch recht oberflächlich sind, von ihren Kameraden doch gern gehört und belacht werden. Sie leben aber nur im Augenblick. Nichts bleibt haften, wenn es nicht zu einem wirklichen persönlichen Erlebnis geworden ist. Das meiste wird vergessen. Und doch besteht keine eigentliche Gedächtnisschwäche. Diese Kinder sind nämlich fast immer imstande, Gedichte, Lieder, Zahlen gut auswendig zu lernen und zu behalten. Vielleicht handelt es sich um eine Sonderform der Konzentrationsschwäche. Wahrscheinlich aber liegt eine besondere, eigenartige Störung vor, eben die Unfähigkeit, Gehörtes, Gelesenes, Gesehenes zu einem Eindruck zu gestalten, der haften bleibt. Was nutzt aber der lebendigste Unterricht, wenn der Schüler unfähig ist, das Gehörte in eigene klare Vorstellungen umzuformen?

Erwähnt werden könnten noch die Kinder — meistens sind es schon ältere Schüler — die sich selbst gar zu gern als faul bezeichnen, wenigstens ihren Mitschülern gegenüber. Immer wieder hört man, wie sie auf dem Schulweg, in der Hoch- oder Straßenbahn ihren Kameraden gegenüber prahlen: „Ich habe gar nicht geübt. Ich habe gestern überhaupt nicht gearbeitet". Wenn sie in der Schulstunde aufgerufen werden, können sie ihre Aufgaben aber recht gut. Sie haben also in Wirklichkeit sehr wohl fleißig gearbeitet. Sie mögen ihren Fleiß nur nicht eingestehen, weil sie fürchten, Fleiß könnte mit Strebertum verwechselt werden. Sie möchten lieber für begabt und faul gelten, als für etwas weniger begabt und fleißig. Dem Lehrer aber sind die fleißigen, treu arbeitenden Schüler im Durchschnitt lieber als die sehr begabten, die aber ungleichmäßig arbeiten. Immer wieder zeigt sich, daß die gut- und hochbegabten Kinder, die das geduldige, unermüdliche Arbeiten während der Grundschulzeit nicht erlernt haben, in der Oberschule (höheren Schule) früher oder später versagen. Der Fleiß muß also wieder einen Ehrenplatz haben. „Seines Fleißes darf sich jeder rühmen." Aus den Biographien bedeutender Menschen geht stets hervor, wie selbst diese Genialen mit unglaublichem Fleiß immer wieder gearbeitet haben. Sie haben sich kaum Zeit zum Essen und Schlafen gegönnt (Röntgen, Madame Curie, Strindberg usw.). „Vor den Preis haben die Götter den Schweiß gesetzt."



Auch diese Sorte stirbt nicht aus!

Deutsche Mutter in Sibirien

Roman von Erna Leibfried-Düngelmann

12. Fortsetzung

Und wieder kommen schwere Nachrichten: in Bulgarien ist Revolution. Zar Ferdinand ist fort, sein Sohn hat die Demobilisation angeordnet.

Der deutsche Kaiser hat abgedankt, zugunsten seines Enkels, eines Knaben!

Der deutsche Kaiser — geflohen?! Das hieße ja ein schmählicher Frieden für Deutschland, sein Zusammenbruch, Triumph der Feinde! Gewiß nur Lügen, Lügen, Lügen!

*

Herbst 1918. Unberechenbar gehen die Wogen und Strömungen der wirren Zeit hin und her. Heute sind wir in den Händen, oder eher in den Tatzen, den Klauen der sogenannten Weißen, also derjenigen Scharen, die sozusagen für Kaiser und Reich kämpfen, und morgen vielleicht schon wieder in den blutigen Zangen der Roten, der Kommunisten. Gerüchte, Schreckensnachrichten — Befehle und Gegenbefehle jagen einander.

Und wir, ein kleines Häuflein von Menschlichkeit, Kultur, Bildung, Liebe, süßer Unschuld und Lieblichkeit in Kindesgestalt und so viel Hoffnung für die Zukunft, nur ein Spielball im ungeheuren Geschehen. Doch wir haben einen eisernen Willen, der sich nicht beugen will und allen Gewalten trotzt.

Als der Befehl eintrifft, daß alle Zivilgefangenen beim Nahen der Roten mit den fliehenden Weißen nach dem Norden Sibiriens wandern müssen, sind wir aufs tiefste erschüttert. Man fürchtet wohl, daß unsere Männer sonst in die Rote Armee eintreten könnten.

Mein Mann beschließt zu fliehen. Er kennt im Walde eine Höhle, zeigt sie Irmgard, prägt ihr den Weg genau ein, und niemand sonst weiß von uns, wo der Schlupfwinkel ist. So ist der Vater nur auf die Zuverlässigkeit und Furchtlosigkeit seiner achtjährigen Tochter angewiesen.

Aber die Kosaken sind doch weltberühmte Spürhunde, wenn sie unseren Vater doch finden? Haben sie nicht gesagt, jede Flucht wird mit sofortigem Erschießen bestraft? Und doch, kehren die Roten zurück, kommt auch mit ihnen die Möglichkeit der Heimreise. Soll mein Mann, kurz vor der Befreiung, noch tiefer hinein nach Sibirien wandern? Frau und Kinder schutz- und mittellos in Feindesland auf dem Schauplatze des Bruderkrieges zurücklassen? Sorgen, Zweifel, Angst!

Was für ein Trost, welch herrliches Erleben ist da jede Stunde im Walde, rauschen die Bäume nicht liebe, liebe beruhigende Worte? Du bleibst uns, ewige, göttliche Natur mit deinem Trost und deiner Stärkung. Nichts ist grausamer, als Menschen von der Natur abzusperren. Und wie viele schmachten jetzt in Kellern und hinter Gefängnismauern. Sind wir da nicht immer noch glücklich, glücklicher als viele andere? Aber es gibt unruhige Stunden, da liegen wir wach und grübeln und denken. Was hat der Krieg für Jammer, Elend und Schmerz gebracht? Und die Gedanken ziehen auf dem Meere des Leides wie schlaffe Segler an windarmen Tagen.

Das Weihnachtsfest 1918, es ist nun das vierte in der Gefangenschaft, wird den Kindern zuliebe doch mit Kerzen und Tannengrün und Liedern gefeiert. Geschenke gibt es keine, auch keine lieben Gäste, keine Freunde. Nur Roland läuft jubelnd mit einem kleinen Ungeheuer aus Watte herum, das Irmgards geschickte Hände gebastelt haben; er freut sich königlich über den „Wauwau". Und da er es so nennt, wird es wohl auch einer sein! Unser Vater hat aber doch eine Ueberraschung. Ein aus Deutschland zurückgekehrter Russe hat in unserem Vaterlande die Wurstmacherei gelernt. Die echten Wienerwürstel duften den Kindern unbekannt und verheißungsvoll in die kleinen Weihnachtsnasen. Am Silvesterabend gehen wir früh zu Bett, was sollen wir feiern? Was sollen wir noch hoffen? Wir schlafen in das Jahr 1919 hinein, das Jahr, das in seinem Schoße so viel tiefes Leid für uns bereithält.

*

Nun geht es endlich dem Lichte zu, die Dunkelheit dieses Winters ist furchtbar. Sie lastet unbarmherzig. Wie eine köstliche Flüssigkeit wird das letzte Petroleum gehütet. Schon lange leben wir bei dem Lichte einer winzigen Oellampe: in einem Weinglas voll Oel schwimmt ein Kork mit einem selbstgedrehten Wattedocht. Bei jedem Luftzug löscht dieser Beleuchtungskörper aus und man tastet nach den Zündhölzern. Wir schlafen viel, aber unser Junge, der kleine „König ohne Schlaf", wie wir ihn ärgerlich nennen, trommelt am liebsten die ganze Familie um halb fünf Uhr morgens aus den Federn.

Nur einmal in der Woche wird auf kurze Zeit die Petroleumlampe angezündet und auf den Schrank gestellt. Aber das ist nicht Sonntags, sondern Sonnabends, wenn die Kinder gebadet werden. Für alle vier Nackedeis ist das ein Fest. Roland macht den Anfang und heimst die Bewunderung gleichgültig ein. Versucht es wohl heimlich, hinter dem Rücken der Tante in der großen Gummiwanne zu planschen. Und nun die drei Herlein: Erikas zartes Körperchen, Rotraut mit der weißen Haut und den roten Backen — ein Hälschen wie ein Stengelchen —, und dann Irmgard, braun wie ein Pfefferkuchen. Ich wasche, mein Mann trocknet ab und unsere Tante besorgt Maniküre usw. Nun stecken sie alle sauber in ihren Bettchen. Roland schläft schon; die Händchen nach seiner Gewohnheit unter das Kissen gelegt, mit schlafroten Bäckchen. Wir beugen uns leise über ihn: „Schlaf Herzenssöhnchen!" Wir sehen uns an: „Wenn wir die Kinder nicht hätten."

*

Am 12. Februar schneit es. Es schneit und schneit, eine wahre Mauer bildet sich um unser Haus. „Kinder", rufe ich, ich kenne ein wunderbares Gedicht von einem Mütterlein, welches in den Befreiungskriegen durch ihr inniges Gebet ihre Familie vor den plündernden Horden der Russen und Schweden rettete. Wollt ihr es hören? — Eine Mauer um uns baue."

Die Kinder schauen in den Schnee hinaus und ahnen nicht, daß der Schnee auch für uns eine Mauer wird, die uns vor den im Dorfe hausenden Kosaken behütet. Keiner hat den Weg zu uns gefunden.

Aber dann kommt doch eine Nachricht zu uns. Trotz der weißen Mauer; sie flattert heran und verbreitet Jammer, Angst und Not: Wieder der Befehl des Kommandanten der Kosaken, alle zivilgefangenen Männer müssen mit dem Heerzuge mitgehen, Frauen und Kinder dürfen dableiben. Bei dem Schnee ist an Verstecken nicht zu denken. Was ist nun schlimmer? Sollen wir, mangelhaft bekleidet, mit der Nachhut der wilden Kosakenhorden noch weiter nach Sibirien herein? Wer steht uns dafür ein, daß nicht in kurzer Zeit unsere Männer erschossen werden und wir Frauen dann ganz in der Hand dieser verwilderten Banditen sind? Oder sollen wir Frauen dableiben? Ohne Mittel, ohne Schutz? Wie sollen wir später allein mit den vier Kindern die Heimreise wagen?

Selbst meinem Manne will der Mut sinken. Er nimmt seinen Jungen auf den Arm und geht wortlos, blaß im Gesicht, auf und ab. Frau P. ringt in Verzweiflung die Hände. Mit ihren schwarzen, wirren Haaren, dem fahlen Gesicht, in dem die dunklen Augen angstvoll glühen, der zerlumpten wollenen Jacke, dem geschlitzten Rock, bietet sie ein jammervolles Bild. Die Knaben und unsere Mädchen weinen bitterlich. Sie können noch nicht alles verstehen, aber sie sehen die Erschütterung der Eltern, sie fühlen die Machtlosigkeit und Angst.

Erika aber kniet am Fenster, wohl

damit der liebe Gott sie besser hören kann, sie hebt die Händchen zum Himmel und sagt: „Lieber Gott, lasse unseren Vater nicht von den Kosaken wegschleppen, bitte, bitte nicht wegschleppen lassen." Dann tritt sie zu den anderen: „Weint nicht, Kinder, wir haben Stöcke da, wenn die Kosaken kommen, schlage ich sie tot!" Das zarte Blondchen ahnt nicht, wie rührend sie in ihrer Entschlossenheit wirkt. Aber sie tröstet, man lächelt über den mutigen, energischen Spatzen, und die großen Kinder wischen sich die Tränen ab. Wir haben aber noch ein gutes Trostmittel: ein paar Nüsse, ein paar Rosinen, lange aufgehoben, sie werden mit stillem Eifer verzehrt und bald hören wir die Kinder wieder munter plaudern.

Aber auch wir Erwachsenen raffen uns zusammen. Die Köfferchen für die Männer werden gepackt. Wir Frauen wollen bleiben. Die Nacht ist qualvoll. Meine Schwester wagt es am anderen Tage, ins Dorf zu gehen, denn die Männer wollen sich möglichst gar nicht sehen lassen. Sie bringt die Nachricht, daß die reichsdeutschen Polen einen Bestechungsversuch machen wollen. Ihnen, als Slawen, ist schon manches gelungen, was uns Deutschen nicht gelang. Auf und ab schwankt das Hoffnungsschiffchen. Ein qualvoller Tag folgt der qualvollen Nacht. Aber keiner kümmert sich um die Deutschen im Waldhause. In der Nacht schlafen wir wie die Toten. Nur Frau P., die schon seit Jahren schlaflos ist, wandert unablässig hin und her.

Erreichen wir niemals die Heimat? „Eine Mauer um uns baue!"

Und der Kelch geht wirklich vorüber. Ein junger, uns unbekannter Pole erscheint. Seiner Gewandtheit ist es gelungen, den Kommandanten dazu zu bewegen, uns Reichsdeutsche hier in Preobrashenski Sawod zu „vergessen". Aber, um seiner Vergeßlichkeit nachzuhelfen, mußte eine Masse „Samagonka" gestiftet werden. Das ist ein schlimmes Getränk, welches die Russen nach dem Verbot des Alkohols selbst brauen. In diese Unkosten müssen sich die Zivilgefangenen teilen. Ein Papier muß auch unterschrieben werden, in dem alle gänzliche Neutralität beim Herannahen der Roten beschwören. Nichts lieber als das. Unseren Männern ist wahrlich nicht nach Kämpfen zumute.

Die Last weicht, der graue Vogel hebt die Schwingen und fliegt davon, wann kommt er wieder? Diese drei Tage haben uns um Jahre gealtert, die Nerven zittern noch lange nach.

Mein Mann drückt seinen Sohn stürmisch ans Herz. Vom Kleinsten wäre ihm wohl die Trennung am schwersten gefallen. Wir alle freuen uns, unseren Vater behalten zu dürfen; er steht wieder am Steuer. Er kennt das Ziel und wird uns schon durch Sturm und Wellengang in die Heimat bringen.

*

Bald ertönt energisches Maschinengewehrfeuer — die Roten sind wieder da. Der Plebs fühlt sich sicher, die Wohlhabenden zittern und ducken sich. Viele sind entflohen. Mein Mann geht ins Dorf und kehrt empört heim. Der Anblick des plündernden Volkes ist gräßlich. Da werden „Weiber zu Hyänen". Im Hofe des reichsten Kaufmanns liegen fünf erschossene Kosaken, neben einem toten Hunde, mit Dünger beworfen. Im Laufe des Tages werden noch 35 Kosaken gefunden und — erschossen. Gefangene werden in diesem Bruderkriege schon lange nicht mehr gemacht.

Am Abend kommt ein Trupp der Roten vom 216. internationalen Regiment auch zu uns ins Waldhaus, um nach Kosaken, Gewehren und dergleichen zu suchen. Es ist eine richtige Soldateska, die pfeifend, gröhlend und freche Blicke um sich werfend, in unsere Zimmer dringt. Man wird an die Söldner des Dreißigjährigen Krieges erinnert beim Anblick dieser zusammengewürfelten, wilden Schar. Ungarn, Russen, Oesterreicher und Deutsche, alles ist vertreten. Viele sind militärisch gekleidet, manche haben Damenpelze an. Die Nagaika, die Lederpeitsche, gleich ihren Feinden, den Kosaken, in der Hand. Alle haben verwilderte Gesichter, die Papacha (d. h. zottige Schaffellmütze) verwegen auf dem linken Ohr. Einer trägt einen Stab, an dem an einer Schnur ein Pfundgewicht hängt, wahrlich eine grausame Waffe! Sie benehmen sich wie die Wilden. Trinken die Milch aus, stehlen, was sie erreichen können, von der Uhr der russischen Lehrerin, die gerade bei uns wohnt, angefangen bis zu Bubis Seifendose. Die Uhr hatte die junge Russin vor kurzem von mir gekauft. Im Wohnzimmer ertönen Schüsse, die Bilder unseres geflohenen Hausherrn werden zerschmettert. Unsere Kinder schrecken zusammen: „Werden wir nun auch erschossen?" Doch in unseren Zimmern halten sie sich nur flüchtig auf. Vielleicht imponiert ihnen die Ruhe meines Mannes, der ihnen sagt: „Hier in diesen Zimmern ist nichts Verbotenes, dafür stehe ich mit meiner Person ein." Wir können uns überhaupt freuen, daß es uns nicht schlechter geht, uns, den Beschützern des Eigentums eines geflohenen weißen Offiziers.

Die roten Banden bringen uns sogar die Hoffnung auf baldige Erlösung mit, denn sie, die auf Brüderlichkeit, Gleichheit und Freiheit schwören, halten uns nicht zurück wie ihre weißen Feinde.

Wir schämen uns bei dem Gedanken, daß deutsche Kriegsgefangene in diesem Bruderkriege mittun, und ihren internationalen Brüdern im Requirieren, Kommunisieren usw. nicht nachstehen.

Meinem Manne ist es unbegreiflich, darum fragt er einige seiner roten Landsleute aus. Zum Teil ist es Freude an dem abenteuerlichen Leben, zum Teil sind sie gezwungen worden. Manche aber, und das sind die besten, hoffen, bei günstiger Gelegenheit zu fliehen und die Heimat zu erreichen. Nur wenige kämpfen aus Ueberzeugung, denken an den Kern und den Geist dieses Kampfes.

Endlich haben wir sogar den Durchlaßschein — Reisepaß — in der Hand. Das Morgenrot der Freiheit schimmert durch die Bäume des stillen Waldes. Wir denken nur noch an die Fahrt. Hierbleiben heißt sicher dem Untergange entgegengehen, denn wir haben nicht mehr viel zu verkaufen, und Käufer zu finden wird auch immer schwerer. Aber fahren heißt riskieren. Doch wer wagt, gewinnt!

Ich unterrichte einen russischen Studenten, einen netten Menschen, der schon ganz gut Deutsch spricht. Er entpuppt sich jetzt als großer Bolschewik und roter Kämpfer und kann uns bei manchem behilflich sein. Wir haben seine Fürsprache auch nötig, denn Hals über Kopf müssen wir das Waldhaus verlassen, wo die Roten ihre Kranken unterbringen wollen, und in ein requiriertes Haus ziehen, welches uns der Student zur Verfügung stellt. Wir sagen dem Waldhause und dem besten Freunde dieses harten Winters, dem tiefverschneiten Walde, lebe wohl!

Die Abreise steht vor der Tür, es darf, es **muß** gefahren werden.

Natürlich richten wir uns im neuen Hause gar nicht erst ein. Auf Stühlen schlafen die vier Kinder, fahrendes Volk! Wir wissen, die Reise geht auf Leben und Tod. Aber wir haben keine Wahl mehr. Unser Student erwirkt noch eine Vergünstigung: Wir werden per Etappe, auf russische Reichskosten bis Ssaraktasch, zur nächsten Bahnstation befördert.

Am 6. März 1919 steigen wir mit entschlossenem Mut, hoffnungsvoll in unsere Schlitten. Das Winterwetter ist herrlich, und nun „Sj Bogom!" (Mit Gott!)

Aber gleich zu Anfang ein Aufenthalt. Ein Zug des roten Trosses versperrt den Weg. Eine endlose Reihe Schlitten mit Proviant: Kühe, Schweine, Schafe strecken ihre gefrorenen Beine in die Luft, Schlitten mit Mehl, mit Brot. Man sieht verwegene Soldaten, manch kühnes Profil, viele wetterharte, brutale oder auch stumpfe Gesichter. Schüsse fallen, Geschrei und Fluchen.

„Wer seid ihr denn? Heda!"

„Wir sind Deutsche, Zivilgefangene, Rückwanderer!"

„Na, glückliche Reise!"

Auf der Heimreise.

Das Etappenfahren ist eine qualvolle Sache, besonders für eine Familie mit vier kleinen Kindern. Immer wieder Pferde- und Schlittenwechsel. Alle fünffingerlang reißt etwas am Gespann, denn die Tataren, Russen und Baschkiren, die unentgeltlich ihr Fuhrwerk stellen müssen, nehmen gewiß nicht ihr bestes Zeug. Einmal sitzen wir Schwestern sogar mit allen vier Kindern in einem kleinen, offenen Schlitten und müssen selbst kutschieren. Wenn nur keines der Kinder im Dunkeln verlorengeht!

Dann geht es im Güterwagen nach Orenburg. Zum erstenmal nach Jahren hören wir wieder einmal eine Lokomotive pfeifen! Die Kinder staunen.

Im schmutzigen, feuchten Warteraum des Bahnhofs in Orenburg sitzen wir auf unseren Sachen und harren der Dinge, die da kommen. Die Männer zerstreuen sich, um das Notwendigste zu erfahren. Es sind schlimme Nachrichten, die so nach und nach zu uns dringen. Nun sind sie wieder da, die grauen Vögel! Erst kommen sie einzeln, dann sitzt ein ganzer Schwarm um uns her-

um. Und wir waren so hoffnungsfroh! Unser Geld, alles was wir durch den Verkauf unserer Sachen erlangt haben — ist ungültig. Das ist Dutowgeld, aber nur mit Zarengeld kommt man weiter, und davon haben wir so wenig. An ein Weiterreisen sei auch nicht zu denken! Wir sollen in die Baracken, in denen Tausende von Landsleuten schon monatelang auf ein Weiterkommen harren.

Männer treten an uns heran, sie sehen wie verkommene Russen aus, mit zottigen Bärten, aber sie sprechen Deutsch. Es sind kriegsgefangene Deutsche, Soldaten aller Art, Offiziere. Es ist zum Erbarmen, waren das einst unsere forschen, gesunden Soldaten? Den ausgemergelten Gestalten sieht man Entbehrungen und Krankheiten an. Viele haben erfrorene Glieder und humpeln an einem Stocke daher. Ach, wenn sie auch noch einmal die Heimat wiedersehen, ihnen ist nicht zu helfen, sie sind gebrochen, zerstört, Opfer der unseligen russischen Verhältnisse.

Bei allen nur eine Frage: „Sie wollen reisen? Heimreisen nach Deutschland mit den vier kleinen Kindern? Das ist ausgeschlossen„ Sie kommen nicht an!" Manch zärtlicher Blick streift die Mädel und ruht sinnend auf dem blonden, blauäugigen Buben, der in seinem Fellmützchen, dem roten pelzbesetzten Mantel und den Walinki an den Füßen so unternehmungslustig dreinschaut.

Endlich kommt mein Mann zurück. Bleich, erregt, aber mit Energie geladen. „Ich lasse euch nicht in die Baracken, da herrscht der Tod! Die Seuchen raffen tagtäglich unzählige Landsleute hin. Nein, ich will morgen versuchen, mit den maßgebenden Herren zu sprechen, es wird, es muß uns gelingen weiterzukommen! Heute aber müssen wir hier nächtigen."

„Hier auf dem glitschigen Steinboden? Die Reise fängt ja gut an!" Meine Schwester drängt sich in den Wartesaal erster und zweiter Klasse. Da ist es wenigstens geheizt. Zwei junge Ungarn, die auch hier in diesen Verhältnissen ihre gute Kinderstube und ihr warmes Herz nicht verleugnen, treten uns ihre Plätze ab. Die Kinder kann man hinlegen, wir Erwachsenen müssen eben auf den Luxus des Schlafens verzichten. Mein Gott, es ist nicht das erste und wird nicht das letzte Mal sein! Der Raum ist erstickend voll, Flüchtlinge, Soldaten, deutsche und andere Kriegsgefangene. Die Luft — zum Schneiden.

Eine einfache Frau deckt mir die Füße mit ihrem Tuche zu, und dabei erzählt sie, sie habe gestern ihren Mann, an Fleckfieber erkrankt, fortgeschafft. Da blitzt der Gedanke auf, hat der nicht gestern erst unter dieser Decke gelegen? Aber, mein Gott, vor Ansteckungen kann man sich nicht mehr hüten. Alles, was einem zu tun übrigbleibt ist: Nach Möglichkeit reinlich sein, nach Möglichkeit satt werden und auf Gott und sein gutes Glück vertrauen.

Der nächste Tag vergeht in Unruhe, bald flackert das Hoffnungslichtchen auf, bald sinkt es in sich zusammen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Arzt als Erzieher

Vorsicht: Kreuzottern!

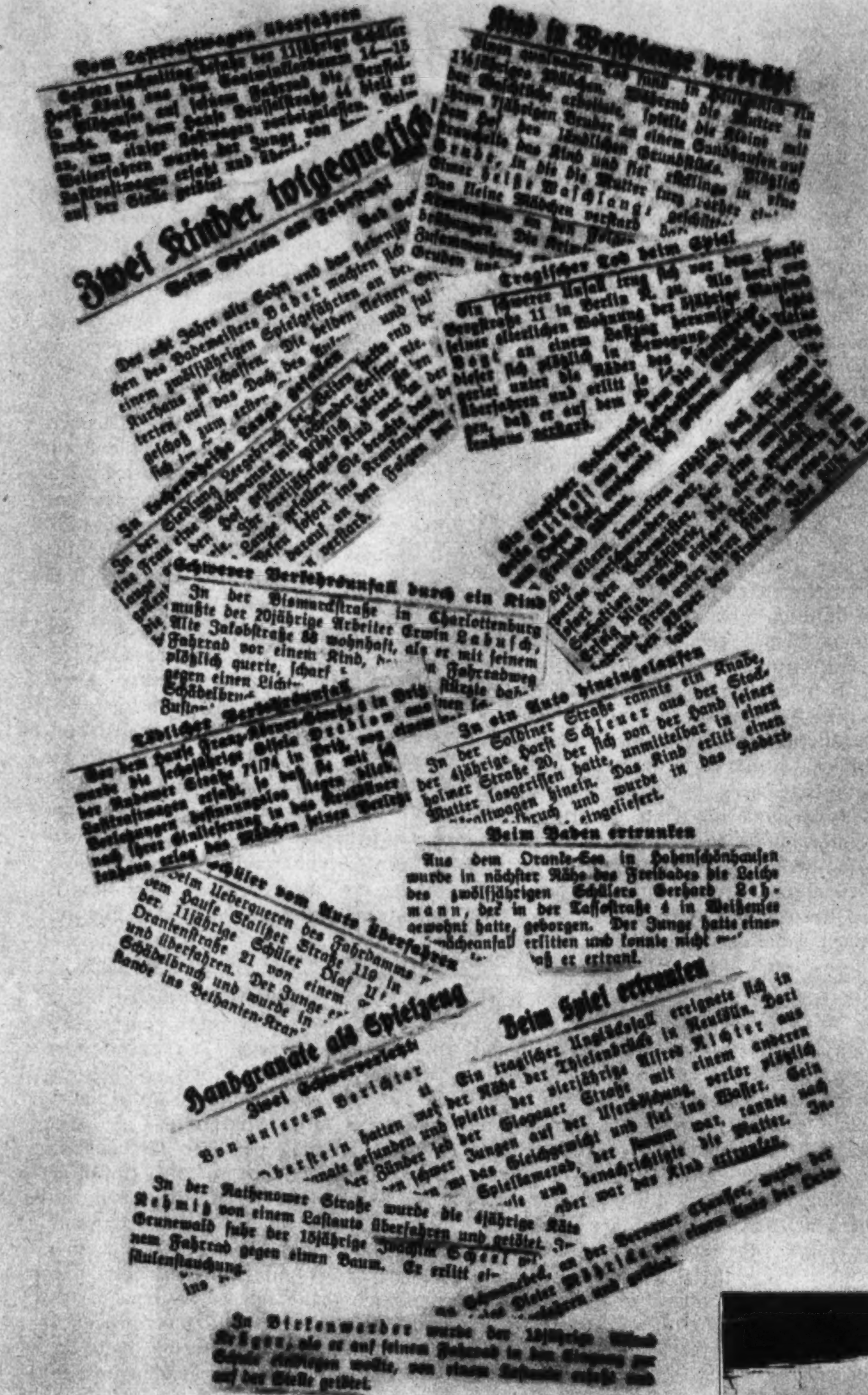
Um es gleich zu sagen: so gefährlich, wie man die Kreuzotter im Volksmunde hinstellt, ist sie gar nicht. So kann den beerensuchenden Feriengästen schon mal ein Gruseln überlaufen, wenn sie die „wahren Geschichten" der heimischen Leute anhören, die tolle Erlebnisse — natürlich stets bei anderen! — von diesen Vipern zu erzählen wissen. Die Absicht ist hier klar, die Einheimischen möchten die schönen Blaubeeren nämlich lieber selber sammeln als sie den Fremden überlassen. Denn diese einzige in Deutschland vorkommende Giftschlange tritt zahlenmäßig nur sehr spärlich auf. Darum sind die Geschichten von den zu Hunderten in einem kleinen Waldrevier vorkommenden Kreuzottern genau so ins Märchenreich zu verbannen. Das soll aber nicht heißen, daß wir die Kreuzotter in ihrer Gefährlichkeit unterschätzen wollen. Ihr Biß ist, wenn es dazu kommt, immerhin giftig, denn er enthält das auf die Bißstelle und im Blut wirkende Gift Hämorrhagin, darüber hinaus noch das auf das Zentralnervensystem wirkende Neurotoxin. Erkennbar ist der Biß der Kreuzotter daran, daß die Bißstelle schnell schwillt, meist unter heftigen Schmerzen. Empfindliche Menschen bekommen dazu noch Durchfall, Erbrechen, Leibschmerzen, Schweißausbrüche usw. Die vielfach angewandte Hilfe durch Aussaugen der Bißstelle ist genau so unbrauchbar wie das Abbinden des Gliedes und die Anwendung von Alkohol. Als einzig sicheres Gegenmittel ist das in allen Apotheken erhältliche Schlangenheilserum zu nennen, das von einem Arzt unter die Haut oder in die Ader gespritzt wird. Bis zur Herbeischaffung eines Arztes und des Serums empfiehlt sich als Nothilfe Wasserpackungen, Alkoholumschläge und Hochstellen des vom Biß betroffenen Gliedes. — Um aber nochmals auf die „Gefährlichkeit" der Kreuzotter zurückzukommen, so ist die Behauptung, daß die Viper durch festes Lederschuhwerk zu beißen imstande sei, völlig unwahr. Ebenso unwahr ist die Behauptung, daß die Kreuzotter ein angriffslustiges Tier sei. Im Gegenteil, sie greift nur an, wenn sie selbst angegriffen oder überraschend berührt wird. Sie ist allerdings ein meisterhafter Schwimmer, in diesem Zusammenhang aber nur auf der Flucht.

Heufieber – Heuschnupfen

Erst seit dem Jahre 1873 weiß man etwas Näheres um die Entstehung dieses unangenehmen Uebels. Das Heufieber entsteht durch das Einatmen von Blütenstaub (Pollen). Es gehört zu den sogenannten allergischen Erkrankungen. Unter Allergie verstehen wir eine Ueberempfindlichkeit des Organismus, der auf die Einwirkung fremder Substanzen ungewöhnlich stark reagiert. Diese „fremden Substanzen" können Pflanzenteilchen, Stiche von Insekten usw. sein. Die Ursache der Erkrankung kann in der Erblichkeit oder in der Familiendisposition liegen. Rechte Hilfe kann hier allein der Arzt leisten und zwar durch Einspritzung eines Extraktes von Heufiebergräsern. Das erfolgt am besten in der anfallsfreien Zeit, also vom Januar bis Ende April, doch muß sie sich in planmäßiger Folge über mehrere Jahre erstrecken. — Ein sicheres Mittel, vor der Erkrankung verschont zu bleiben, ist für Anfällige das Fernbleiben von Gegenden, in denen Gräser in größerem Umfange vorkommen, als Wiesen, Wälder und Felder. Bekannte Zufluchtsorte sind die Insel Helgoland, das Schneefernerhaus auf der Zugspitze und Gegenden mit subtropischer Vegetation, weil die dort vorkommenden Grasarten bereits im April abgeblüht haben. Sie sind also zu einer Zeit, wo im Reich der Blütenstaub über Felder und Wiesen weht, völlig blütenstaubfrei.

Sind Eier in jedem Falle gesund?

Eier können es nicht genug sein, diese Meinung haben viel Mütter. Was viele aber nicht wissen, ist, daß rohe Eier bedeutend schwerer verdaulich sind als gekochte oder gebratene. Aber auch über den Nährwert der Eier hört man viel Unsinn. In Wirklichkeit steht der Nährwert der Eier in keinem Verhältnis zu einer sonstigen Mahlzeit an Gemüse oder eiweißhaltigen Stoffen. Wollte man den Eiweißgehalt einer guten Hausmannskost ersetzen, so müßte man schon sechzehn Eier verzehren! Diese Riesenmenge von Eiern aber würde kein Mensch ohne Verdauungsbeschwerden an einem Tagen essen können. Darum beschränke man bei Kindern den Genuß von Eiern auf allerhöchstens zwei oder drei Stück in der Woche. Das Kleinkind hingegen sollte überhaupt keine Eier bekommen.



Vom Lastkraftwagen überfahren

Zwei Kinder totgequetscht

Beim Spielen am Fahrdamm

Kind in Waschlauge verbrüht

Tragischer Tod beim Spiel

Schwerer Verkehrsunfall durch ein Kind

In der Bismarckstraße in Charlottenburg mußte der 20jährige Arbeiter Erwin Labusch, Alte Jakobstraße 88 wohnhaft, als er mit seinem Fahrrad vor einem Kind, [illegible] plötzlich querte, scharf [illegible] Fahrradweg gegen einen Licht[illegible] stürzte dab[illegible] Schädelbr[illegible]

Tödlicher Verkehrsunfall

In ein Auto hineingelaufen

In der Soldiner Straße rannte ein Knabe, der 4jährige Horst Schleuer aus der [illegible]holmer Straße 20, der sich von der Hand seiner Mutter losgerissen hatte, unmittelbar in einen [illegible]kraftwagen hinein. Das Kind erlitt einen [illegible]bruch und wurde in das Robert[illegible] eingeliefert.

Beim Baden ertrunken

Aus dem Orankе-See in Hohenschönhausen wurde in nächster Nähe des Freibades die Leiche des zwölfjährigen Schülers Gerhard Lehmann, der in der Tassostraße 4 in Weißensee gewohnt hatte, geborgen. Der Junge hatte einen [illegible]schwächeanfall erlitten und konnte nicht [illegible] daß er ertrank.

Schüler vom Auto überfahren

Handgranate als Spielzeug

Zwei Schwerverletzte

Von unserem Berichter

Beim Spiel ertrunken

Ein tragischer Unglücksfall ereignete sich in der Nähe der Thielenbrücke in Neukölln. Dort spielte der vierjährige Alfred Richter aus der Glogauer Straße mit einem anderen Jungen auf der Uferböschung, verlor plötzlich das Gleichgewicht und fiel ins Wasser. Sein Spielkamerad, der [illegible] war, rannte nach [illegible] und benachrichtigte die Mutter. In[illegible] aber war das Kind ertrunken.

In der Rathenower Straße wurde die 4jährige Käte Rehmitz von einem Lastauto überfahren und getötet. In Grunewald fuhr der 15jährige Joachim Scheel mit seinem Fahrrad gegen einen Baum. Er erlitt ei[illegible] Stauchung [illegible]

In Birkenwerder wurde der 12jährige [illegible] als er auf seinem Fahrrad in den Eingang [illegible] einbiegen wollte, von einem Lastauto erfaßt und auf der Stelle getötet.



Menschen in Gefahr!

Von Möller-Crivitz

Im Jahre 1937 betrug die Zahl der durch Verkehrsunfälle getöteten deutschen Volksgenossen im Altreich (also ohne die Ostmark und den Sudetengau!) etwa das Zehnfache der Opfer des Dänischen Krieges von 1864 auf preußischer Seite. Sie betrug etwa das Doppelte der Verluste des Krieges von 1866 und etwa ein Drittel der Toten des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71!

Die Zahl der Toten betrug nämlich:

767 Knaben unter 14 Jahren,
426 Mädchen unter 14 Jahren,
5 185 männl. Personen über 14 J.,
1 257 weibl. Personen über 14 J.

Insgesamt sind das 7 635 deutsche Volksgenossen, die durch eigenes oder Verschulden anderer auf den deutschen Verkehrsstraßen ihr Leben verloren.

Im gleichen Jahre wurden verletzt:

12 325 Knaben unter 14 Jahren,
7 101 Mädchen unter 14 Jahren,
116 864 männl. Personen über 14 J.,
37 914 weibl. Personen über 14 J.

Das sind zusammen:

19 426 Kinder,
154 778 Erwachsene.

Damit erreichte die Zahl der durch Verkehrsunfälle getöteten und verletzten deutschen Volksgenossen im Altreich die riesenhafte Höhe von

174 204 Menschen.

Im Jahre 1938 betrug die Zahl der Toten infolge von Verkehrsunfällen im Altreich:

748 Knaben und 400 Mädchen,
4 961 Männer und 1 245 Frauen.

Es wurden verletzt:

13 136 Knaben und 7 288 Mädchen,
122 027 Männer und 37 884 Frauen.



Wir stellen fest: gegenüber dem Jahre 1937 ist die Zahl der tödlich verunglückten Kinder und Erwachsenen zwar etwas zurückgegangen, dafür ist die Zahl der Verletzten aber gestiegen. Das ist für den Anfang unserer Verkehrserziehung schon ein kleiner Erfolg, denn im Jahre 1936 waren rund 2 475 000 Fahrzeuge für den Verkehr zugelassen. Diese Zahl stieg im Jahre 1937 auf rund 2 850 000 und erreichte im Jahre 1938 bereits die Höhe von 3 242 000 Fahrzeugen. Wir erkennen, daß die unermüdliche Erziehungsarbeit der Polizei, der Partei, der Schule und des Elternhauses schon Wirkungen aufzuweisen hat. Wäre diese mühevolle und schwere Aufklärungsarbeit nicht erfolgt, hätte sich die Zahl der Toten und Verletzten sicherlich in dem gleichen Maße aufwärts entwickelt wie die Zunahme der Kraftverkehrsfahrzeuge. Aber, aber ... Noch immer beklagen wir alljährlich etwa 8000 Tote und 172 000 Verletzte auf den Verkehrsstraßen des Altreiches! Dabei ist zu beachten, daß die Leichtverletzten selbstverständlich nicht gezählt wurden.

Viel furchtbarer aber wird die Zahl, wenn wir die Ziffern des Statistischen Reichsamtes über die im Jahre 1936 im Altreichsgebiet durch Unfälle aller Art getöteten deutschen Volksgenossen heranziehen. Es verunglückten tödlich:

3204 Knaben und 1574 Mädchen,
17918 Männer und 6220 Frauen.

Das sind zusammen jährlich 28 916 deutsche Volksgenossen im Altreich! Die Zahl der Verletzten dürfte — wie bei den Verkehrsunfällen — auch hier etwa das Zwanzigfache betragen. Bedenkt man nun, daß von den Verletzten ein großer Teil zeitlebens krank und siech bleibt, dann bekommt man eine ungefähre Vorstellung vom Elend und Jammer, von dem alljährlich viele Tausende deutsche Familien betroffen werden.

29 000 Tote in jedem Jahr als Opfer von Unfällen!

Das bedeutet, daß jedes Jahr alles Leben in einer deutschen Kreisstadt ausgelöscht wird! Das bedeutet, daß jedes Jahr eine Stadt von der Größe wie etwa Landshut in Bayern oder Güstrow in Mecklenburg oder Fulda am Quellfluß der Weser mit allen Menschen, Kindern und Greisen, Männern und Frauen, vernichtet wird! Würde eine Katastrophe — was der Himmel verhüten möge! — einmal ein solches Unglück eintreten lassen, so würden noch fernste Geschlechter von diesem Unglück berichten. Und doch widerfährt der deutschen Volksgemeinschaft Jahr um Jahr dieser furchtbare Aderlaß. Und fast immer handelt es sich um junge, blühende Menschenleben, die von einem jähen Tode ereilt werden oder als Krüppel der Volksgemeinschaft zur Last fallen.

21 000 Tote waren Knaben und Männer. Das heißt, daß wir jährlich sieben kriegsstarke Regimenter durch tödlich verlaufene Unglücksfälle verlieren, daß wir durch die Verletzten unsere Wehrmacht zumindest um weitere 15 kriegsstarke Regimenter schwächen, weil ein großer Teil der Verletzten niemals wieder wehrfähig wird!

Und fast jeder Unglücksfall könnte vermieden werden; nur in ganz seltenen Fällen handelt es sich um Einwirkungen durch höhere Gewalt. Mangel an Disziplin, Rücksichtslosigkeit, blindes Draufgängertum, prahlerisches „Angeben", Nachlässigkeit in der Aufsichtspflicht — sie sind es, die diese schicksalsschweren Zahlen schufen.

Darum, Eltern, helft mit, daß diese furchtbaren Zahlen aus der Statistik verschwinden! Helft mit, den deutschen Volksgenossen das Leben zu erhalten.



Aufnahme: Elisabeth Hase



Als Klein-Else aus der Stube zu der Mutter in die Küche hinausging, vergaß sie, das Licht auszudrehen. Es war nun niemand mehr in dem hellerleuchteten Zimmer. Aber doch wurde es plötzlich in allen Ecken und Winkeln lebendig. Geräusch und Geraun überall.

Gestern hatte die Hausfrau Obst mitgebracht, und die schönsten Aepfel und Birnen ausgesucht, um sie in eine Schale von geschliffenem Glas zu legen, wo sie einen freundlichen Anblick boten und köstlich dufteten.

Zuoberst in der Schale lag eine besonders schöne Birne. Behaglich und selbstbewußt machte sie sich breit und sagte stolz: „Ich habe hier unter euch wohl den Ehrenplatz zu beanspruchen, denn ich bin keine gewöhnliche Birne, sondern eine Pastorenbirne." Und sie ließ sich herbei, einiges über ihre Herkunft zu berichten. Sie stamme aus einem alten guten Geschlecht. Ein großer Baum habe sie getragen, in dessen Schatten während des heißen Sommers die Familie oft saß. Und da habe der Mann einmal zu den Seinen gesagt, wie dankbar der Baum sei und welche schönen Früchte er trage. Und solch edeles Gewächs sei doch eine wahre Gottesgabe. „Ja", schloß die Birne ihre Erzählung und warf sich in die Brust, „ich bin aus edlem Geblüt; das erkennt ihr hoffentlich geziemend an."

Die anderen rückten respektvoll und ehrerbietig noch mehr zusammen.

„Pah", tönte von oben her eine spöttische Stimme, „was sich das Pack einbildet!" Es war die elektrische Lampe, die so sprach, und zu der nun alle entrüstet und erstaunt hinaufblickten. „Hat man je solch eine Ueberheblichkeit gehört! Eine eßbare Birne will hochgeehrt werden! Lachhaft!"

Die Pastorenbirne, empört über die angetane Schmach, blieb die Antwort nicht schuldig. „Sie sind uns doch überhaupt nicht ebenbürtig", wandte sie sich mit erhobener Stimme nach oben: „Was erdreisten Sie sich? Sie stehen weit unter den letzten und minderwertigsten unserer Obstgemeinschaft. Denn wir hier alle sind ein lebendiges Gewächs der Natur, Sie aber ein Machwerk von Menschenhand."

Lebhafte Zustimmung ertönte von allen Insassen der Obstschale über die mutige und zurechtweisende Rede der vornehmen Dame bei ihnen.

„Ich wäre weniger wert als ihr?" fragte die elektrische Birne aufs höchste gereizt. „Ihr wißt wohl nicht, wie niedrig ihr eingeschätzt werdet?! ‚Danke für Obst und Südfrüchte', sagen die Menschen, und sie wollen damit ausdrücken, wie wohlfeil und wertlos ihr seid."

Auf das hin wurde der Streit noch größer und artete in böse Schimpfereien und Schmähungen aus. Der Kaktus Greisenhaupt schüttelte mißbilligend seinen weißen Bart und sagte zu dem Buch, das vor ihm auf dem Sims lag: „Sie sind so weise. Sagen Sie ihnen doch, wie unverständig sie reden."

Aber das Buch schwieg und dachte nur bei sich: „Ich habe es in mir und werde mich hüten, mein Wissen an Einfältige zu verschwenden."

Das Gezänk ging inzwischen weiter. „Sie sind ja nicht mal mit eigenem Namen geboren worden", sagte die Pastorenbirne gehässig. „Man hat Ihre Form uns Birnen nachgebildet und dann auch den Namen für Sie von uns entlehnt. Wenn wir nicht wären, wüßten Sie gar nicht, wie Sie heißen sollten."

Die elektrische Birne glühte heiß vor Zorn: „Unerhört! Soll ich mir diesen Schimpf gefallen lassen? Nur gut, daß man unseren wahren Wert kennt! Erkundigen Sie sich mal, Frau Pastorenbirne, was ihr kostet, und was ich koste! Ich werde viel höher bezahlt als ihr billigen Eßbirnen. Das macht, ich bin ein kunstvolles Gebilde und bestimmt, dem Menschen zu dienen. Ich habe einen höheren Lebenszweck zu erfüllen: Licht zu spenden. Hingegen ihr . . ."

In diesem Augenblick trat die Mutter mit dem Töchterchen wieder ein. „Du hast ja das Licht nicht ausgedreht", sagte die Frau vorwurfsvoll zu Klein-Else. „Der elektrische Strom ist teuer, und die Birne auch. Wenn sie ausgebrannt ist, müssen wir eine neue kaufen."

Die elektrische Birne sandte frohlockende Strahlen auf die Insassen der Obstschale hinunter, als wollte sie sagen: da habt ihr's. Wer hat nun recht?

Elschen aber griff nach der Pastorenbirne. „Diese Birne ist mir lieber als die häßliche Glühbirne da oben, Mama", sagte das kleine Mädchen. Es hielt die Birne ans Näschen und legte sie dann an die Wange der Mutter. „Fühl nur, was für eine feine, samtene Haut sie hat. Und welchen herrlichen Duft sie ausströmt. Sie ist sicher viel mehr wert als die elektrische Birne. Denn sie ist wunderschön, und man kann sie essen."

Die Mutter lächelte. „Das wohl, liebes Kind. Sie ist ein Gottesgeschenk und lebenswichtig wie alles, was wächst und gedeiht für den Menschen. Deshalb darfst du aber nicht sagen, sie sei weniger wert als die elektrische Birne. Auch die dient dem Menschen auf ihre Art. Bedenke immer: jedes Ding hat seinen Wert für sich. Und dann ist es vollwertig, wenn es seinen Zweck erfüllt."

Darauf bekam Elschen die Erlaubnis, die Birne zu essen. Die Pastorenbirne machte sich seufzend zum herben Dienst am Menschen bereit. Ihre letzten Worte waren: „Sie hat mich zum Fressen gern. Das ist mein Trost im Sterben."

Stolz und triumphierend gab die elektrische Birne sich Mühe, noch schöner und heller zu leuchten als sonst. Einige Tage später aber merkte sie, daß ihre Kraft nachließ und ihr Leuchten immer schwächer wurde. „Die Birne ist ausgebrannt", sagte die Frau, schraubte sie aus der Lampe und warf sie in den Kehrrichteimer. Dort lag sie nun zwischen Gerümpel und häßlichem Abfall, sowie auch zwischen unappetitlichen Ueberbleibseln der Obstgemeinschaft. Sie dachte über die Worte der guten klugen Frau nach und erkannte mehr und mehr, wie töricht und unrichtig ihr Meinungsstreit über den Wert der Dinge gewesen war.

Neue Preisaufgabe

In einer Goldschmiede waren trotz sorgsamster Kontrolle in letzter Zeit Diebstähle vorgekommen. Nun konnte man aber nicht jeden Abend die zweihundert Arbeiter bis aufs Hemd untersuchen, um etwa gestohlene kleine Goldwaren zu finden. Da tat man folgendes: am Fabrikausgang, beim Portier, wurde ein Topf mit 200 kleinen Steinkugeln aufgestellt. Der größere Teil der Kugeln war weiß, ein geringer Teil aber schwarz. Wer eine weiße Kugel hatte, durfe ungehindert passieren, wer eine schwarze gezogen hatte, mußte sich untersuchen lassen. Man glaubte, daß die Diebstähle durch diese Maßnahme aufhören würden, da man sich sagte, daß der Dieb sich nun nicht mehr sicher fühlte. Aber dem war nicht so. Da geschah folgendes: ein Arbeiter zog eine weiße Kugel und gab sie dem Portier in die Hand, wie das immer geschah. Der stutzte, besah sich die Kugel, die eine der üblichen Kugeln war; aber er verlangte, daß dieser Arbeiter sich untersuchen lasse. Wohl sträubte sich der Arbeiter, wurde aber dennoch untersucht und — er war der Dieb. Wie hatte der Portier das herausgefunden?

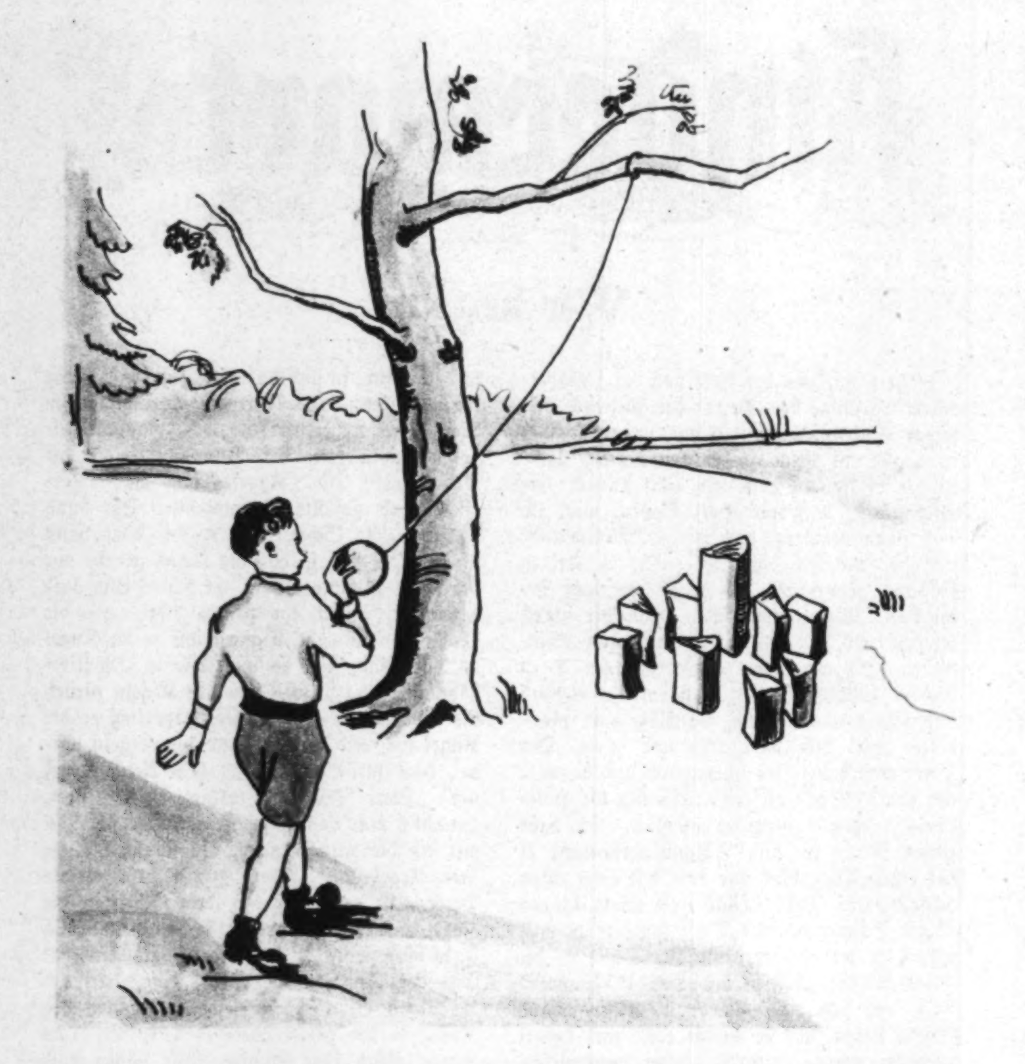
Diese Denksportaufgabe stelle ich euch heute als Preisfrage. Sendet mir die Lösung bis zum **20. September 1939**" an die **„Kinderwarte" der „Reichs-Elternwarte", Berlin C 2, Wallstr. 17/18.** Es warten wieder sieben Preise, ein erster Preis im Betrage von 10,— RM., ein zweiter Preis im Betrage von 5,— RM. und fünf Preise in Gestalt von wertvollen Jugendbüchern. Fritz.

Der kleine Mann hat großen Durst! Aufnahme: Adolf Schmidt



Wir kegeln!

Gestern hat uns der Fritz von der „Kinderwarte" besucht, den Peter, der für euch das schöne Angelspiel erfunden hat, und mich. Gerade als wir beim Holzhacken waren, überraschte er uns. Damit ihr nicht darüber erstaunt seid, daß wir Holz hacken, muß ich euch schon verraten, daß wir auf dem Lande wohnen, wo wir das Holz nicht in kleinen Stücken ofengerecht ins Haus gebracht bekommen. Wir müssen schon selbst die dicken Kloben und Rollen sägen und dann kleinhacken. Da wir schon einen tüchtigen Berg Scheite geschafft hatten, machten wir Schluß und setzten uns auf die Hauklötze und plauderten mit Fritz über dies und jenes. Der Peter war dabei sehr schweigsam und beguckte sich von Zeit zu Zeit recht tiefsinnig die Holzscheite. „Fritz", sagte er plötzlich, „ich habe etwas Neues für dich!" Dann verschwand er für einen Augenblick und kam mit einer alten ausgedienten Fußballhülle und einem langen Stück Schnur zurück. „Da", sagte er zu mir, indem er mir die zerknautschte Hülle in die Hand drückte, „füll sie mit Sand!" Während Fritz und ich die Hülle voll gelben Sand rieseln ließen, bis sie wieder rund und immer schwerer wurde, und sie dann zuschnürten, suchte sich Peter aus dem Holzhaufen acht schöne gerade Scheite und ein neuntes größeres, die er unter einem weit abstehenden Ast unseres großen Nußbaumes aufbaute, das größte Scheit in der Mitte und die kleineren symmetrisch um dieses herum. „Das sind die Kegel", sagte er, „wenn einer von den kleinen fällt, so gilt das einen Punkt, fällt der große in der Mitte, so sind das zwei Punkte." „Wie sollen sie denn fallen?" fragte ich, „wir haben doch keine Kegelbahn?" „Ach, was, Kegelbahn", antwortete der Peter nur, „gib die Kugel her!" Die „Kugel", das war unsere mit Sand gefüllte Fußballhülle. Die band Peter an die Schnur und machte diese dann an dem Ast fest, so daß die Kugel gerade vor die Kegel zu hängen kam. Er hat es euch aufgezeichnet, damit ihr genau wißt, wie die Sache vor sich geht. Dann nahm er die Kugel in die Hand, hob sie ungefähr in Schulterhöhe und ging so weit von den Kegeln zurück, bis die Schnur sich straffte. Jetzt ließ er die Kugel los, und die sauste an den Kegeln vorbei, kam zurück und schlug zwei kleine Kegel um. „Zwei Punkte", erklärte Peter stolz, „macht's mal nach." Zuerst versuchte ich. Bei mir riß die Kugel, gleich, als ich sie losließ, drei Kegel um. „Das gilt nicht", meinte Peter, „sie muß erst auf dem Rückweg die Kegel umwerfen. Du mußt sie ganz leicht nach links oder rechts an den Kegeln vorbeilenken." Als der Fritz an die Reihe kam, hatte er mächtiges Glück. Drei kleine Kegel und den König in der Mitte hatte er getroffen. Das waren gleich fünf Punkte. Wir haben noch eine ganze Weile gekegelt, und der Peter hat doch noch gewonnen; schließlich hat er ja auch das Spiel ausgeknobelt und den Dreh deshalb gleich weggehabt. Verraten will ich euch noch, daß ihr als Kegelkugel auch eine richtige Holzkugel nehmen könnt, wenn ihr eine habt. Aber irgendwo werdet ihr sicher einen alten Gummiball auffinden, mit dem ihr nicht



mehr spielt, weil er zerplatzt ist. Den braucht ihr dann nur mit Sand zu füllen und mit einigen Tuchfetzen zu umwickeln, die mit Bindfaden festgeschnürt werden. Das gibt bestimmt eine schöne Kegelkugel. Ist die Kugel sehr groß, so dürft ihr sie ruhig mit beiden Händen starten lassen.

Jedenfalls macht das Spiel großen Spaß, weil viel Jungen (und auch Mädel) daran teilnehmen können. Wer am geschicktesten ist und die meisten Punkte hat, ist Sieger.

Als der Fritz wieder nach Hause fuhr, da hat er gleich an euch gedacht und zu uns gesagt: „Schreibt mit das Spiel auf und schickt es mir!" Und da habt ihr es nun!

Hans Elwetritsch.

Wer weiß dies – wer weiß das?

Eine lustige Sache

Fast könnte man meinen, auch tote Gegenstände hätten eine Vorliebe für süße Sachen, genau so wie ihr, und eine Abneigung gegen Seife. Versucht einmal das folgende, verblüffende Experiment, ihr werdet viel Aufsehen damit erregen:

Zündet eine gewöhnliche Stearinkerze an und laßt die Tropfen von einer gewissen Höhe in eine Schüssel mit kaltem Wasser fallen. Es werden sich dann auf dem Wasser kleine Stearinnäpfchen bilden. Stellt etwa ein Dutzend solcher Näpfchen her und ordnet sie mit einem Stäbchen in ziemlich gleichmäßiger Reihenfolge vom Rand der Schüssel an. Jetzt kann der Versuch beginnen:

Taucht nun ein Stück Würfelzucker in die Mitte der Schüssel, aber nicht ganz, sondern etwa zu einem Viertel. Halte die Hand dabei ganz ruhig. Es wird nicht lange dauern, dann werden sich die kleinen Stearinnäpfchen in Bewegung setzen und gleich kleinen Schiffchen die Reise in Richtung auf das Zuckerstück antreten. Sie werden dann ganz nah an das Zuckerstück heransegeln. Jetzt entfernt ihr den Zucker und versucht das gleiche Experiment mit einem kleinen Stückchen Seife. Laßt die Stearinschiffchen aber ruhig in der Mitte der Schüssel stehen. Sobald nun die Seife das Wasser berührt, werden die kleinen Stearinschiffchen Reißaus nehmen und ihren Weg nach dem Rande der Schüssel antreten. Sind sie dort angekommen, nehmt ihr wieder das Zuckerstückchen zur Hand, um sie wieder anzulocken. Hernach wieder die Seife und so weiter. Dazu müßt ihr natürlich eine lustige Geschichte erzählen von kleinen Bübchen, die so gerne Zucker schlecken aber die Seife nicht leiden können.

Wie geht dies so zu? Paßt einmal genau auf: Zucker und Seife verursachen beide Flüssigkeitsströmungen, und zwar in entgegengesetzter Richtung. Beide Stoffe sind im Wasser löslich. Der Zucker ist im Wasser porös und löst sich, indem die Flüssigkeit in die Poren hinaufsteigt. Dadurch entsteht eine Flüssigkeitsströmung vom Rande der Schüssel nach der Mitte zu, die die leichten Stearinnäpfchen in der gleichen Richtung mitnimmt. Die Seife hingegen löst sich in anderer Weise. Sie ist nicht porös. Indem sie sich löst, entsteht rings um das Seifenstück ein Ring von Seifenlösung. Dieser Ring wird, je länger die Seife im Wasser bleibt, um so breiter. Er schiebt dann die Stearinnäpfchen vor sich her, dem Rande der Schüssel zu.

Nun wünsche ich euch viel Glück zu diesem lustigen Experiment.

Ergebnis unserer Preisaufgabe aus Heft 12/1939

Liebe Leser der Kinderwarte! Diesmal muß ich den meisten von euch eine Rüge erteilen, denn an richtigen Einsendungen gingen kaum 100 Stück ein. Meine Frage lautete: Wer findet die kürzeste und treffendste Unterschrift zu den vier Bildern. Wer mit nun in einem Wort die Bilder beschreiben konnte, mußte in die Auswahlreihe einrücken. Dieses geheimnisvolle Wort heißt nämlich **Segelflugweltrekord**. Komisch, habe ich gedacht, daß so wenig von euch auf diesen uns doch alle bekannten Begriff kamen. Immerhin aber waren es doch mehr als sieben, die mir dieses Wort nannten. Da habe ich das Los zum Schiedsrichter bestimmt. Aus der Glückstrommel fielen dann nacheinander folgende Anschriften heraus: **Lotte Groß** in **Solingen-Ohligs**, die den ersten Preis in Höhe von 10,— RM., **Werner Ziebel** in **Großmehlen** über Elsterwerda, der den zweiten Preis in Höhe von 5,— RM. bekam. Die fünf Preisträger, denen je ein wertvolles Jugendbuch zugestellt wurde, heißen: **Maria-Johanna Albrecht** in **Stolp** (Pommern), **Erhard Fechner** in **Bad Dürrenberg** bei Merseburg, **Christiana Marfano** in **Wien** IV/50, **Günter Gimpel** in **Sagan** in Schlesien, **Inge Schillings** in **Düsseldorf**.

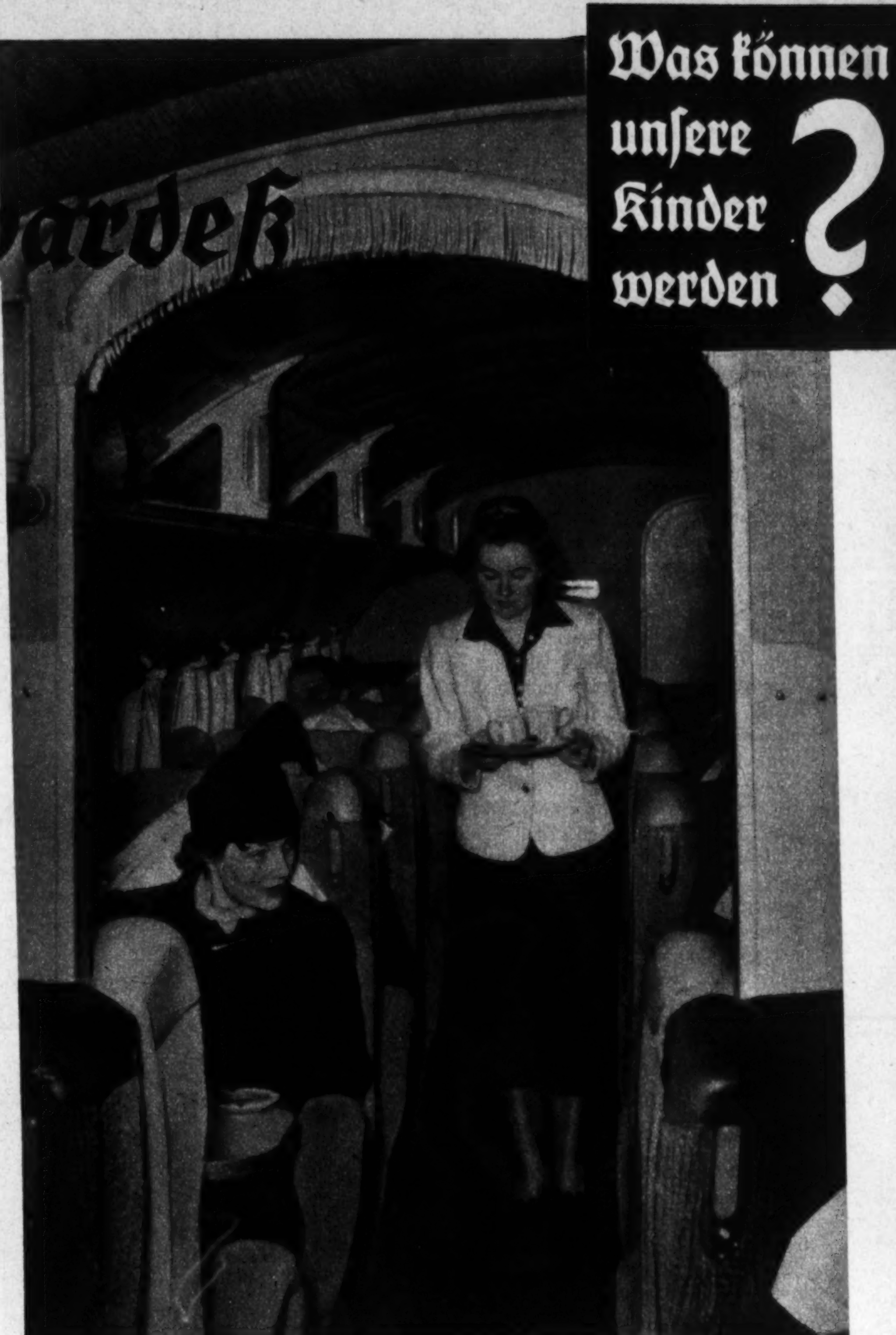
Allen Einsendern herzlichen Dank und viele Grüße. Heil Hitler!

Euer Fritz.

Die Luftstewardeß

Was können unsere Kinder werden?

Vor meinen staunenden Augen liegt der viermotorige Flugzeugriese Ju 90. Sein Metalleib glänzt im hellen Sonnenschein wie ein silberner Panzer. Starr streckt er seine gewaltigen Flügel über den flachen Boden des Flughafens. In seiner Flanke klafft eine Tür, unter die die meterhohe breite Aufstiegtreppe gerollt worden ist. Auf ihrer obersten Stufe steht ein junges freundliches Mädchen in kleidsamer Uniform: eine helle Jacke über blauem Rock, ein fesches dunkelblaues Käppi auf dem gelockten Haar. Es ist die Luftstewardeß, die die Flugzeuggäste mit einem vergnügten Lächeln empfängt. Ju 90 füllt sich. Die Stewardeß hat alle Hände voll zu tun. Sie nimmt den Einsteigenden das kleine Reisegepäck ab, weist die Plätze an und hilft die Mäntel verstauen. Auch ich habe über die Treppe hinweg und freundlich begrüßt meinen Platz gefunden. Mit großem Interesse beobachte ich das Verhalten der Flugzeuggäste, die alle gespannt den Start erwarten. Unberührt von Spannung und Neugierde waltet die Stewardeß ihres Amtes. Sie ist noch



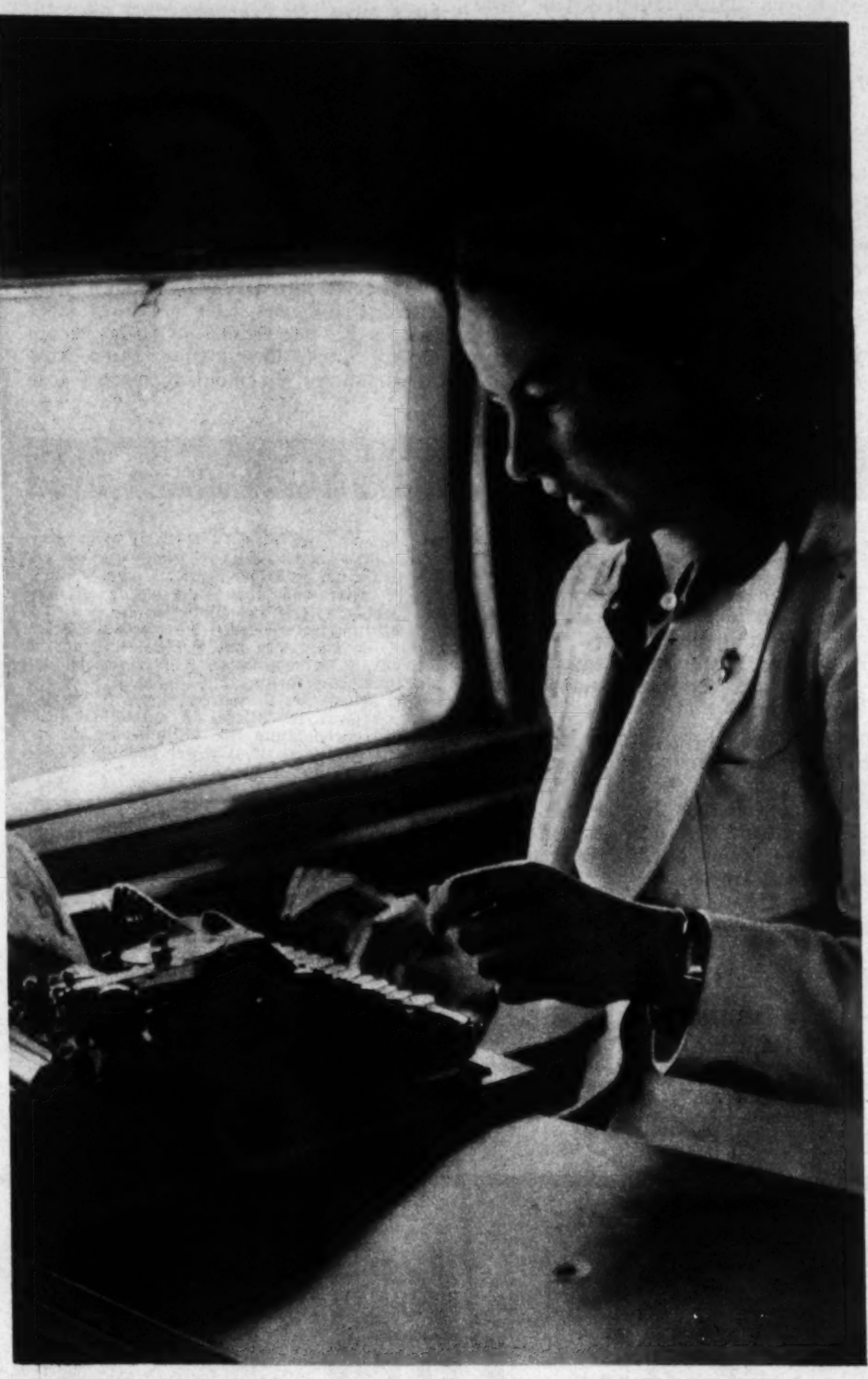


damit beschäftigt, eine Dame mit zwei Kindern unterzubringen. Ich sehe sie mit den Kindern reden und lachen. Sie haben vertrauensvoll die Hände des jungen Mädels gefaßt und verabschieden sich, wie ich jetzt bemerke, mit Küssen von ihrer Mutter, die sich wieder zum Ausgang wendet. Die Kinder fliegen allein. Es sind zwei Mädel von neun und elf Jahren. Sie zeigen keinerlei Unruhe. Das freundliche Wesen der Stewardeß hat ihr Vertrauen gewonnen. Eben wird die Tür des Passagierraumes geschlossen. Alle Reisenden blicken neugierig aus den Fenstern, nur der Herr, der an der Eingangstür sitzt und gleichgültig seine Aktenmappe öffnet, winkt die Stewardeß zu sich heran und führt mit ihr eine kurze Unterhaltung, ohne sich darum zu kümmern, daß die Motore rattern, das Flugzeug anrollt und sich in die Luft erhebt. Sicher ein alter Fluggast, der die Strecke häufig benutzt. Die Stewardeß verläßt jetzt den Raum, durch die Tür, die nach der kleinen Küche führt. Sie liegt zwischen der Passagierkabine und dem Maschinenraum. Ich habe mir das später alles zeigen lassen. Die Stewardeß wirtschaftet in dem Flugzeug wie eine Hausfrau in ihrem kleinen Haushalt. Die Reisenden sind ihre Gäste, denen sie zu Diensten ist, die sie verwöhnt und unterhält.

Ju 90 steigt noch immer. Wir fliegen der Sonne entgegen. Unter uns liegt Berlin in leichtem Dunst, aber schon tauchen Wälder und Felder

auf und hinter uns verschwinden die letzten Merkmale der Großstadt. Wir sind schon so hoch über dem Erdboden, daß die Häuser, Bäume und Straßen wie Kinderspielzeug auf einem Spieltisch geordnet erscheinen. Den Kindern macht es einen riesigen Spaß, daß sie auch winzige Wagen und Tiere da unten sich bewegen sehen, aber immer wieder werfen sie auch einen sehnsüchtigen Blick auf die Tür im Innern des Flugzeugs, durch die ihre neue Freundin verschwunden ist. Da tritt die Stewardeß wieder ein. Unter dem Arm hat sie ein Paket Zeitschriften, die sie den Fluggästen zum Lesen zur Verfügung stellt. Dann holt sie sich, wie ich mit Erstaunen bemerke, eine Schreibmaschine herein und stellt sie vor einem freigebliebenen Platz auf einem Tischchen auf. Anscheinend steht sie auch mit ihr den Reisenden zur Verfügung. Nun kommt eine lebhaftere Unterhaltung mit den Fahrgästen zustande. Sie muß Fragen beantworten und Auskünfte geben. Sie holt eine Streckenkarte und erklärt auf ihr die Flugstrecke und zeigt die Ortschaften, die eben überflogen werden. Sie hat auch Kenntnis von allen Anschlüssen und Reisemöglichkeiten, die auf anderen Strecken vorhanden sind. Ihre Sprachenkenntnisse erlauben es ihr, einen mitfliegenden Engländer in seiner Muttersprache Bescheid zu sagen. Es ist bemerkenswert, wie ihr heiteres Wesen, ihr ruhiges Lächeln unter ihren Fahrgästen eine Stimmung schafft, die man beinahe mit familiär bezeichnen könnte. Sie bemerkt auch, daß ich sie mit Interesse beobachte und nickt mir öfter einmal zu. Ich überreiche ihr einen Brief, der von der Lufthansa an sie gerichtet ist und ihr davon Mitteilung macht, daß ich als Berichterstatterin mich hauptsächlich mit ihr und ihrer Arbeit während der Luftreise vertraut machen möchte. Sie nimmt den Brief an sich und verschwindet mit ihm in ihrer Küche. Als sie wieder zum Vorschein kommt, ordnet sie auf einem der freistehenden Tische einige Tabletts mit Kaffee, Tee, Likören, Gebäck und Brötchen. Sie serviert nach den Wünschen der Fluggäste jedem einen kleinen Imbiß. Die Kinder essen mit Begeisterung Kuchen. Mir flüstert sie, indem sie eine Tasse Tee bringt, zu: „In Wien nach der Landung stehe ich Ihnen gern zur Verfügung. Jetzt bin ich im Dienst.“ Dann macht sie uns alle darauf aufmerksam, daß wir uns jetzt über sudetendeutschem Gebiet befinden. Wie interessant und lehrreich jetzt ein Blick über die Landschaft da unten ist! Der Rundbau der slawisch-wendischen Dorfanlagen unterscheidet sich deutlich von dem gestreckten Dorfbau der deutschen, die sich an den Landstraßen entlangziehen. Von unserem hohen Standpunkt aus erkennt man mit einem Blick die Gesetzmäßigkeiten solcher Ordnungen.

Es ist unglaublich, wie schnell die Zeit vergeht. Die zwei Stunden Reiseflugzeit nach Wien sind wie im Handumdrehen verschwunden. Die Maschine gleitet abwärts. Die Reisenden werden unruhig. Alles rüstet zum Aufbruch. Die Stewardeß ist wieder völlig in Anspruch genommen. Die Verabschiedung von ihren Gästen ist herzlich und viele sagen „Auf Wiedersehen“. Fast unmerklich setzt das Flugzeug in Wien auf dem Erdboden auf. Die Stewardeß hat die beiden Kinder an ihren Händen. Die Tür wird aufgerissen. Draußen steht wieder die große Rolltreppe zum Aussteigen bereit. Langsam entleert sich der Raum. Die Stewardeß erhält noch auf einem Zettel eine Telephonnummer, damit sie der Frau eines Fluggastes in Berlin die glückliche Ankunft melden kann. Eben geleitet sie die Kinder die Treppe hinunter und gibt sie dort ihrer Großmutter, die ihre Enkel wohl mit leisem Bangen erwartet hat. Nun kehrt die Stewardeß zu mir zurück, und ich erhalte Gelegenheit, mich einmal gründlich in ihrem fliegenden Haushalt umzusehen. Ich werde von mancher verblüffenden Einrichtung überrascht. Alles ist auf dem engen Raum auf das Praktischste angeordnet worden. Ihr ganzer Wirtschaftsbereich bestand eigentlich nur in einem Gang. Die Ladeluke für größere Gepäckstücke, die ganz vorn im Flugzeug liegt, wird nach der



Landung herausgeklappt und bildet so einen kleinen Balkon, auf dem sie wie jede Hausfrau ihre Küchenwäsche zum Trocknen aufhängen kann. Natürlich sind alle Türen in den Wandschränken Schiebetüren. Der kleine Küchentisch hat eine elektrische Kochplatte. Es ist unglaublich, was in den engen Schränken voller Geschirr, Wäsche und Lebensmitteln alles untergebracht ist.

Jetzt, nachdem ihre Gäste sie verlassen haben, muß die junge Hausfrau ihren Haushalt wieder in Ordnung bringen: in einer kleinen Wanne das Geschirr waschen, abtrocknen, ihren Vorratsschrank mustern und alles aufschreiben, was ergänzt und besorgt werden muß. Nun ist noch der Gästeraum wieder zu säubern. Die Aschbecher müssen geleert und herumliegendes Papier muß entfernt werden. Jetzt lerne ich auch die Besatzung kennen. Es herrscht ein herrlich kameradschaftlicher Ton unter ihnen. Die Stewardeß ist, trotz ihrer Jugend, die Mutter für alle. Da ist ein Knopf anzunähen, da ein Riß zu stopfen und da eine andere Gefälligkeit zu erweisen.

Nun klettern auch wir auf den Flugplatz herunter. Es ist jetzt eine kleine steile Leiter aus dem Flugzeugkörper heruntergeklappt worden. Die schöne breite fahrbare Treppe hat man schon wieder weggerollt. Sie erscheint erst wieder kurz vor der Abfahrt. Die Maschine wird von der Landungsstelle auf den Reinigungsplatz geschafft. Wir wenden uns zur Kantine der Lufthansa, die am Flugplatz liegt. Die Stewardeß besorgt hier die nötigen Lebensmittel, die sie später mit zum Flugzeug nimmt. Ein paar Stunden Freizeit geben uns jetzt Gelegenheit zu einer ausgiebigen Unterhaltung.

Es ist ein herrlicher sonniger Tag. Wir wenden uns nach dem kleinen Sonnenbad des Flugplatzes, der ein viel ländlicheren Eindruck macht als der in Berlin.

Wir sitzen hier ungestört und plaudern.

„Wie sind Sie eigentlich dazu gekommen, Luftstewardeß zu werden?"

„Ich? Ach, das war ganz einfach. Ich war Sekretärin in der Lufthansa und hörte, daß man nun auch bei uns Stewardessen einstellen wollte. Da habe ich mich eben gemeldet."

„Das war ja einfach. Sind denn Ihre Kameradinnen auch alle aus der Lufthansa?"

„Nein — sie kommen aus den verschiedensten Berufen und Gegenden. Die eine von ihnen hat zufällig in der Zeitung gelesen, daß die Lufthansa Stewardessen einstellen will. Sie hatte noch gar keinen Beruf. Besondere Vorkenntnisse sind ja nicht nötig."

„Aber Sprachen muß man doch beherrschen — gewandt sein im Umgang mit den Gästen, Maschine schreiben und kochen können, nicht wahr?"

Sie nickt mir lachend zu: „Und — — das Fliegen vertragen können! Das muß man eben erst ausprobieren, ob es einen beim Arbeiten stört."

„Haben Sie denn nicht eine bestimmte Ausbildung erhalten?"

„In gewisser Beziehung doch. Wir haben vier Wochen uns mit Kartenlesen, Navigation und mit all dem beschäftigt, was hier von uns verlangt wird. Auch von der Maschine haben wir allerlei kennengelernt."

„Ich habe aber auch Verschiedenes an Ihnen beobachtet, was man nicht lernen kann. Sie verstehen es, sich mit den Menschen zu verständigen und sich in sie einzufühlen. Auch mit Kindern können Sie umgehen, wie ich gesehen habe. Sie haben auch gesellschaftliche Talente. Sie haben eine Athmosphäre von Heiterkeit und Gemütlichkeit um sich verbreitet, daß ich ganz erstaunt war."

Die Stewardeß lacht mir ins Gesicht: „Na, na — ganz so schlimm bin ich ja gar nicht. Aber dann und wann wird man doch hergenommen. Da fliegt einmal eine Mutter mit ihrem Kind zu einer Operation, oder es kommen besonders nervöse Menschen — immer ist es nicht leicht!"

„Aber Sie lieben doch Ihren Beruf?"

„Lieben? Ich bin begeistert. Ich könnte das Fliegen nicht mehr missen. Oft habe ich das Gefühl, als wäre das Flugzeug meine Heimat."

Da habe ich der kleinen fliegenden Hausfrau verständnisvoll die Hand gedrückt. Ursula Scherz.

werden. In den oberen Klassen kann den Schülern, deren Persönlichkeit Gewähr bietet, auch Nachhilfeunterricht für jüngere Schüler der Anstalt anvertraut werden. Derartige Unterstützungen und Vermittlungen tragen in keinem Falle den Charakter einer Wohltat, sie gelten vielmehr als Erfüllung der vornehmsten Pflicht jeder höheren Schule, begabte Jungen und Mädchen in jeder Weise zu fördern.

Wenn es sich darum handelt, ein gut veranlagtes Kind der höheren Schule zuzuführen, finden sich auch die Wege, zum Ziele zu kommen. Notwendig ist dabei allerdings ein vertrauensvolles Verhältnis zwischen Elternhaus und Schule.

Kinderreiche Familien

Besondere „Ausbildungshilfen" sind für förderungswürdige Kinder aus kinderreichen Familien bestimmt.

Eine Familie gilt als kinderreich, wenn mindestens vier Kinder aus der Ehe hervorgegangen sind und zur Zeit der Antragstellung leben. Es kommt nicht darauf an, welches Alter die Kinder haben und ob einige schon verheiratet sind und eigenes Einkommen haben. Eine Witwe, eine alleinstehende oder geschiedene Frau gilt auch dann als kinderreich, wenn sie weniger als vier Kinder hat. Das Kind, für das ein Antrag gestellt wird, muß erbgesund und geistig und sportlich entwicklungsfähig sein. Gewährt werden, je nach dem Grade der Bedürftigkeit, Beihilfen für das Schulgeld oder für die Kosten der Lebenshaltung oder für die Beschaffung von Lehrmitteln. Diese Beihilfen stellt das Reichsfinanzministerium zur Verfügung, so daß die Schule die Anträge der Erziehungsberechtigten an das zuständige Finanzamt zur Erledigung weitergeben muß. Im Fall besonderer Bedürftigkeit können die Fahrtkosten ersetzt und gegebenenfalls Beihilfen zum Unterhalt gewährt werden, wenn das Kind des Schulbesuchs wegen außerhalb des Wohnortes untergebracht werden muß. Anträge sind bis zum 1. März jedes Jahres bei der Schule zu stellen, deren Besuch durch Gewährung einer Ausbildungsbeihilfe ermöglicht werden soll.

Kurzweil am Feierabend

Zahlenspiel

Man schneide sich sieben quadratische Kärtchen von etwa 8 cm Seite, teile jedes Kärtchen in 64 gleiche Quadrate und schreibe in jedes Quadrat eine Zahl nach folgender Angabe (links oben beginnend untereinander):

Karte 1: Mit 1 beginnend und alle ungraden Zahlen bis 127.
" 2: Mit 2 beginnend und später immer 2 Zahlen überschlagend, also 2, 3, 6, 7, 10, 11, 14, 15, 18, 19 usw.
" 3: Mit 4 beginnend und später immer 4 Zahlen überschlagend, also 4, 5, 6, 7, 12, 13, 14, 15, 20, 21, 22, 23 usw.
" 4: Mit 8 beginnend und später immer 8 Zahlen überschlagend, also 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 24, 25, 26, 27, 28, 29, 30, 31, 40, 41 usw.
" 5: Mit 16 beginnend und später immer 16 Zahlen überschlagend, also 16 bis 31, 48 bis 63 usw.
Karte 6: Mit 32 beginnend und später 32 Zahlen überschlagend, also von 32 bis 63, 96 bis 127,
" 7: Mit 64 beginnend, alle Zahlen fortlaufend bis 127.
Die letzte Zahl rechts unten in der Ecke muß immer 127 sein.

Diese sieben Zahlenkärtchen lege man einem anderen vor und fordere ihn auf, sich eine Zahl zu denken und anzugeben, auf welchen Karten sich diese Zahl vorfindet. Die gedachte Zahl ermittelt man schnell durch Addieren der Zahlen in der linken oberen Ecke. Beispiel: Die gedachte Zahl sei 100. Die Zahl 100 ist vorhanden auf den Karten 3, 6 und 7. Die linken oberen Eckzahlen sind $4 + 32 + 64 = 100$.

Silben-Rätsel

Aus den Silben:
ab — bahn — ben — braun — burg — del — del — den — der — e — ei — gi — him — hut — in — ma — mel — mi — ne — neu — neh — nez — ni — no — nor — o — ri — ro — ros — rou — rung — schweig — sen — sek — st — sie — sit — stö — tät — tät — te — ten — ten — ter — ti — to — tung — u — ver — vi — wal — war — weiß — za — zer sind 16 Wörter zu bilden, deren 1. und 5. Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Wort von Friedrich Hölderlin ergeben.

Bedeutung der Wörter: 1. Nordseebad, 2. Lehranstalt, 3. Schneeweg mit Gefälle, 4. Stadt in Schlesien, 5. Alpenpflanze, 6. Vogelwarte auf der Kurischen Nehrung, 7. Minderzahl, 8. artenreichste Tierklasse, 9. Gartenfrucht, 10. faschistische Hymne, 11. Pflege, 12. kanadische Provinz, 13. Vernichtung, 14. Giftpflanze, 15. erworbene Fertigkeit, 16. Ort der höchsten Seligkeit.

Rätsel-Auflösungen aus Heft 16

Silbendiagonalrätsel. 1. Kapitän, 2. Grabesstille, 3. Rasiermesser, 4. Honig, 5. Paletot, 6. Rotkehlchen, 7. Liguster, 8. Regenwasser, 9. Berchtesgaden, 10. Normannen, 11. Wesermünde, 12. Oberkiefer, 13. Armspange, 14. Grünspecht, 15. Schneeschuh, 16. Dirigent, 17. Metzgerladen, 18. Perpendikel, 19. Seitengewehr, 20. Tiefschlag, 21. Oberlahnstein. — Stille Wasser gründen tief.

Silbenrätsel. 1. Laboratorium, 2. Ehescheidung, 3. Budapest, 4. Erika, 5. Nuntius, 6. Ungeziefer, 7. Nierstein, 8. Dunkelkammer, 9. Eresburg, 10. Reingewinn, 11. Zündhütchen, 12. Isar, 13. Einsegnung, 14. Hedwig, 15. Edelstein, 16. Narzisse. — Leben und Erziehen bedingen einander. (Fr. Wächtler.)

Verlag der „Reichs-Elternwarte": Heinrich Beenken, Berlin C 2, Wallstraße 17—18
Hauptschriftleiter: Möller-Crivitz, Berlin-Pankow
Anzeigenverwaltung: Hanseatische Verlagsanstalt A.-G. Anzeigenverwaltung, Hamburg 36 Ausgabe, Fernruf 32 17 81, Postscheckkonto: Hamburg 134 75. Gültige Anzeigen-Preisliste Nr. 2. DA. I. Vj. 1939: 133 351. Verantwortlich für den Anzeigen- und geschäftlichen Teil: Anton Chudzinski, Hamburg 1, Alsterdamm 26. Auflage dieses Heftes: 133 277. Kupfertiefdruck: Heinrich Beenken, Berlin C 2.

Auf dem Teppich

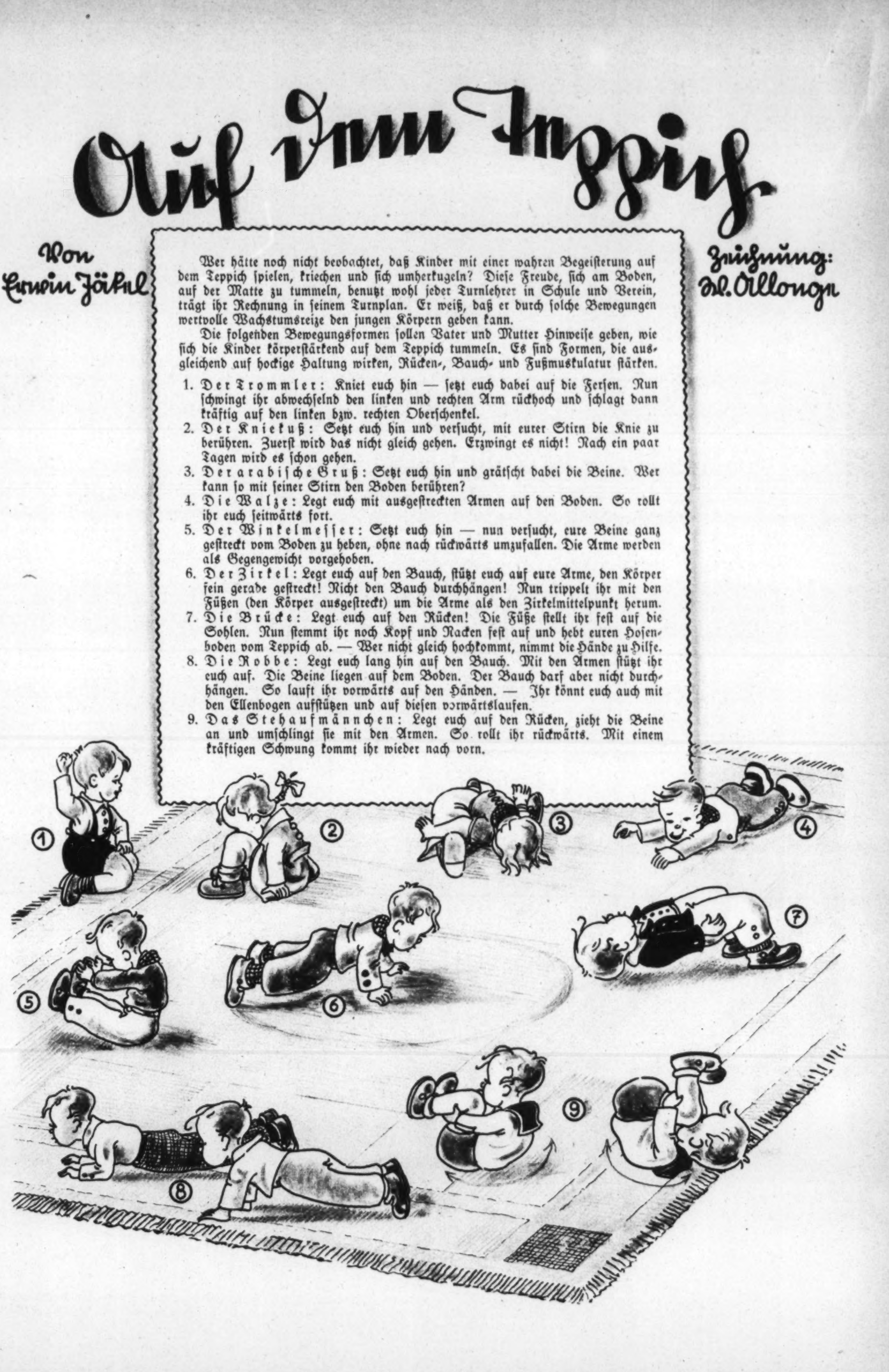
Von Erwin Jäkel

Zeichnung: W. Allongo

Wer hätte noch nicht beobachtet, daß Kinder mit einer wahren Begeisterung auf dem Teppich spielen, kriechen und sich umherkugeln? Diese Freude, sich am Boden, auf der Matte zu tummeln, benutzt wohl jeder Turnlehrer in Schule und Verein, trägt ihr Rechnung in seinem Turnplan. Er weiß, daß er durch solche Bewegungen wertvolle Wachstumsreize den jungen Körpern geben kann.

Die folgenden Bewegungsformen sollen Vater und Mutter Hinweise geben, wie sich die Kinder körperstärkend auf dem Teppich tummeln. Es sind Formen, die ausgleichend auf hockige Haltung wirken, Rücken-, Bauch- und Fußmuskulatur stärken.

1. Der Trommler: Kniet euch hin — setzt euch dabei auf die Fersen. Nun schwingt ihr abwechselnd den linken und rechten Arm rückhoch und schlagt dann kräftig auf den linken bzw. rechten Oberschenkel.
2. Der Kniekuß: Setzt euch hin und versucht, mit eurer Stirn die Knie zu berühren. Zuerst wird das nicht gleich gehen. Erzwingt es nicht! Nach ein paar Tagen wird es schon gehen.
3. Der arabische Gruß: Setzt euch hin und grätscht dabei die Beine. Wer kann so mit seiner Stirn den Boden berühren?
4. Die Walze: Legt euch mit ausgestreckten Armen auf den Boden. So rollt ihr euch seitwärts fort.
5. Der Winkelmesser: Setzt euch hin — nun versucht, eure Beine ganz gestreckt vom Boden zu heben, ohne nach rückwärts umzufallen. Die Arme werden als Gegengewicht vorgehoben.
6. Der Zirkel: Legt euch auf den Bauch, stützt euch auf eure Arme, den Körper fein gerade gestreckt! Nicht den Bauch durchhängen! Nun trippelt ihr mit den Füßen (den Körper ausgestreckt) um die Arme als den Zirkelmittelpunkt herum.
7. Die Brücke: Legt euch auf den Rücken! Die Füße stellt ihr fest auf die Sohlen. Nun stemmt ihr noch Kopf und Nacken fest auf und hebt euren Hosenboden vom Teppich ab. — Wer nicht gleich hochkommt, nimmt die Hände zu Hilfe.
8. Die Robbe: Legt euch lang hin auf den Bauch. Mit den Armen stützt ihr euch auf. Die Beine liegen auf dem Boden. Der Bauch darf aber nicht durchhängen. So lauft ihr vorwärts auf den Händen. — Ihr könnt euch auch mit den Ellenbogen aufstützen und auf diesen vorwärtslaufen.
9. Das Stehaufmännchen: Legt euch auf den Rücken, zieht die Beine an und umschlingt sie mit den Armen. So rollt ihr rückwärts. Mit einem kräftigen Schwung kommt ihr wieder nach vorn.





Aufnahme: J. Zeiter